

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR



**Hüte dich
vor
Dracula**

**BASTEI
LÜBBE**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Hüte dich vor Dracula

John Sinclair Taschenbuch Nr. 99

von Jason Dark

erschienen am 13.06.1989

Titelbild von Terry Oakes

Bastei Verlag

Hüte dich vor Dracula

Dracula lebt!

Zuerst lachte ich, als ich davon hörte. Wenig später verging mir das Lachen, denn die ersten bleichen Geschöpfe durchstreiften die Nacht auf der Suche nach Blut. Sie waren alle gezeichnet. Auf ihren Stirnen leuchtete ein grellrotes »D«.

»D« - wie Dracula!

Lebte er wirklich?

Ich fand das heraus und war der nächste, der das Zeichen bekommen sollte...

Es war der staatlich verordnete Tod, der seine Klauen ausgestreckt und die Knochenhände unsichtbar über die zahlreichen Dörfer des ehemaligen Landstrichs Siebenbürgen gelegt hatte, der Heimat des Blutgrafen Dracula.

Die Dörfer sollten verschwinden, die Menschen ebenfalls. Verfall und besonders Vergessen würden Einzug halten. Es gab keine Unterstützung mehr, der Staat war gnadenlos. Keine Gelder flössen in die einsamen Landstriche, die Ortschaften siechten vor sich hin wie schwerkranke Riesen.

Frantisek Marek sah es überall.

Er gehörte zu denjenigen, die noch nicht unmittelbar davon betroffen waren. Der grauhaarige Mann stammte aus einem Dorf namens Petrila. An ihm war der Kelch bisher noch vorübergegangen. Wann sich das ändern würde, konnte niemand sagen.

Marek gehörte also zu den Privilegierten. Auch weil er einen Wagen fuhr, einen alten, klapprigen Käfer, der nicht totzukriegen war. Marek hatte ihn sich vom Bürgermeister geliehen, der war ihm noch einen Gefallen schuldig. Und wer fragte in einem gottvergessenen Landstrich wie diesem schon nach einem Führerschein?

Von Petrila aus war Marek hoch in die Berge gefahren und hatte einige Kilometer die alte Paßstraße genommen. In den Schnee war er nicht gekommen.

Irgendwo war er abgebogen. Die großen Räder des Käfers wühlten sich durch die aufgeweichte Erde. Der Wagen war nicht ein einziges Mal steckengeblieben.

Diese Nebenstraße kannte Marek sehr gut. Der grauhaarige Mann saß hinter dem Lenkrad und schaute mit müde gewordenen Augen durch die Scheibe.

Wenn das stimmte, was er gehört hatte, dann war dies oder konnte dies der Anfang vom Ende sein.

Vampire!

Wieder einmal ging es um Vampire, um diese elendigen Blutsauger, denen Frantisek Marek den erbarmungslosen Kampf angesagt hatte. Die Vernichtung zahlreicher Blutsauger konnte er seinem Konto gutschreiben. Frantisek Marek hatte auch einen Kampf-oder Spitznamen bekommen.

Man nannte ihn den Pfähler!

Zudem besaß er ein Markenzeichen, eben diesen alten Eichenpflock, den er als Erbe übernommen hatte, verbunden mit der Verpflichtung, stets dafür zu sorgen, daß dieses einst so prächtige und schöne Land Rumänien vampirfrei blieb.

Ein Kampf gegen die Flügel von Windmühlen. Zahlreiche Opfer hatte der Kampf schon gekostet, nicht zuletzt Marie Marek, seine Frau, die von einem Freund aus London hatte gepfählt werden müssen, weil sie sonst als Untote durch die Wälder und Dörfer auf der Suche nach Blut geirrt wäre.

Auch Marek war auf der Suche. Nach dem Tod seiner Frau hatte er den Kampf gegen die lebenden Toten eigentlich aufgeben wollen, doch dank der Fürsprache seiner Freunde hatte er sich gewissermaßen an den eigenen Haaren aus dem Sumpf gezogen und war den Weg wieder weitergegangen. Seine Jagd nach den Blutsaugern würde erst mit seinem Tod beendet sein. Daran glaubte er mittlerweile fest. Und so kämpfte er weiter. Ging Spuren nach, horchte, sprach mit vielen Menschen. Man sah, man hörte, etwas sprach sich herum, und der oft steife und kalte Wind gab die Botschaft weiter, bis sie die Ohren erreicht hatte, für die sie auch bestimmt oder interessant war. Eben Frantisek Marek!

Er mußte den weiten Weg in Kauf nehmen, um mit einer Person zu sprechen, die einiges wußte. Wenn es stimmte, was er gehört hatte, sah es sehr böse aus.

In seinem alten VW verließ er den Wald. Vor ihm lag ein Hochtal.

An den Hängen der Nordseite klebten Schneereste. In diesem Winter hatte es so gut wie nicht geschneit. Nur in den höheren Regionen der Karpaten war die weiße Pracht gefallen, aber nicht lange liegengeblieben, denn die Wintersonne hatte sie weggetaut.

In den Tälern war es wesentlich kälter gewesen als auf den Höhen, denn in die tiefen Lagen war kein Sonnenstrahl hineingekommen. Selbst die Wölfe hatten genügend Nahrung gefunden und waren in diesem Winter in den Wäldern geblieben.

Vor ihm öffnete sich das Gelände!

Er sah das Tal, die Ortschaft und wußte, daß er sein Ziel erreicht hatte. Zwischen traurig aussehenden Feldern fuhr er her, nahm seinen Weg über schlammige, weiche Pfade, rutschte hin und wieder, mußte mit Gas und Bremse spielen, aber er klebte nie in den von alten Traktorreifen gezeichneten Spuren fest.

Von der Ferne aus gesehen wirkte der kleine Ort wie eine malerische Filmkulisse, auch deshalb, weil oberhalb, am Hang, noch die zerfallenen Mauerreste einer Burg standen. Vor ein paar Jahrhunderten war sie den anstürmenden Türken im Weg gewesen und bis auf einen Rest niedergebrannt und zerstört worden.

Niemand lebte mehr zwischen den Mauern, abgesehen von kleinen Wandergruppen, die hin und wieder Schutz suchten, wenn sie von einem bösen Wettersturz überrascht wurden. Marek fuhr auf den Ort zu. Das Malerische verschwand. Dieses Dorf gehörte auch zu den Orten, die die Regierung in Bukarest nicht mehr haben wollte. Es sollte dem Erdboden gleichgemacht, die Menschen umgesiedelt werden. Noch lebten Menschen in den alten Steinhäusern, deren Fassaden abgeblättert waren, Risse zeigten und an manchen Stellen auch große Löcher. Marek sah die Scheunen, in denen das Heu lagerte. Das Vieh stand manchmal auf der Weide, um letzte Reste des Wintergrases aus dem Boden zu zupfen.

Magere Kühe, die kein Kraftfutter mehr bekamen und sich von dem

ernähren mußten, was der ausgelaugte Boden hergab. Es war ein schlimmer Ort, über den der böige Wind wehte. Er kam diesmal aus nördlicher Richtung, brachte Kälte mit und drang auch durch die Lücken und Ritzen der Gemäuer.

Zwar sah Frantisek Marek auch Fahrzeuge am Rand stehen, trotzdem wurde sein Wagen angestaunt, als er über die schlammige Dorfstraße fuhr und auch einige Fuhrwerke passierte, vor denen die Pferde mit traurig gesenkten Köpfen standen.

Vor einem Gasthaus stand ein Mann, der sein Pferd striegelte. Marek hielt an. Die Scheibe konnte er nicht mehr nach unten kurbeln, weil sie klemmte. Er mußte schon aussteigen, wenn er reden wollte. Dunkle Augen schauten ihn an. In den Blicken lag eine tiefe Resignation. Die Bewohner rechneten damit, bald ihre Heimat verlassen zu müssen. Die meisten jüngeren waren sowieso schon in die Städte oder ins Ausland abgewandert. Nur die Alten lebten noch in den halbleeren Dörfern. Marek grüßte.

Der Mann nickte zurück. Sein Arm sank nach unten. In den Borsten der Striegelbürste hingen noch die Pferdehaare. »Bist du von der Regierung oder der Partei?« fragte er.

Marek strich das lange Haar zurück. »Sehe ich so aus?«

»Nein, eigentlich nicht.«

»Das ist gut.«

»Du magst sie auch nicht?«

»Nein, ich hasse die Bonzen, aber es gibt Möglichkeiten, ihnen aus dem Weg zu gehen.«

»Bald nicht mehr, bald nicht mehr.«

»Wir warten ab. Die Bonzen haben Druck aus dem Ausland bekommen. Es sind vor allen Dingen die Deutschen, die sich für uns einsetzen.«

»Ob es nutzt?« Der Pferdestriegler lachte bitter. »Aber deshalb bist du sicherlich nicht gekommen«, sagte er dann.

»Nein, ich suche eine Frau. Die alte Zuniga.«

»Die Wissende?«

»So ist es.«

Der Einheimische atmete tief ein. »Es tut mir leid für dich, aber sie ist nicht hier.«

»Was?«

»Nein, fahr wieder.«

Das wollte Marek nicht. Der Stimmungsumschwung war ihm zu plötzlich gekommen. Wahrscheinlich wollte ihm der Einheimische nicht sagen, wo er die Frau finden konnte.

»Ich will nur eine Auskunft.«

»Kann ich mir denken.«

Marek trat dicht an den Pferdestriegler heran. »Schau mal her«, flüsterte er und schlug die Schöße seiner alten Jacke zurück. »Schau mal, was ich hier habe.«

Der Blick des Einheimischen senkte sich. Der Mann starrte auf das, was aus dem Gürtel hervorschaute. Es war die Hälfte eines grauen, sehr harten Eichenpflocks.

»Verstehst du?«

»Vielleicht.«

»Ich bin Marek, der Pfähler.«

Der Blick des Pferdestrieglers änderte sich. So etwas wie ein Erkennen strahlte in seinen Augen auf. »So ist das also. Du bist der Mann, von dem man auch hier spricht.«

»Genau.«

»Hm.«

»Weißt du nun, wo ich die alte Zuniga finde, mein Freund?«

»Ja, für dich ist der Weg frei. Es wird viel geflüstert, eine Botschaft wurde weitergereicht...«

»Sie galt mir.«

Der Mann zog seine Schirmmütze tiefer in die Stirn. »Ich werde

dich nicht begleiten. Setz dich in deinen Wagen und fahr geradeaus. Das letzte Haus auf der rechten Seite. Es liegt hinter einem alten Zaun und ist von Unkraut umwuchert. Dort kannst du sie finden.«

»Danke sehr.«

»Gott sei mit dir, Pfähler.«

Am Wagen drehte sich Marek noch einmal um. »Er sollte in dieser Lage mit uns allen sein.«

Der Pferdestriegler hob müde den Arm. »Wir sind seine vergessenen Kinder.«

Frantisek Marek schluckte den Kloß, der in seiner Kehle hing, herunter. Gottes vergessene Kinder. So kam er sich manchmal vor. Oft genug lag er in den Nächten wach und dachte darüber nach, ob sich der Kampf gegen die Untoten überhaupt noch lohnte.

Der VW-Motor sprang sofort an. Durch den weichen Schlamm setzte der Pfähler seinen Weg fort. Vor einem Haus standen mehrere Kinder. Sie schauten dem vorbeifahrenden Wagen hinterher. Auch in ihren Augen lag die Hoffnungslosigkeit.

Der Ort war nicht groß, deshalb hatte Marek das Haus auf der rechten Seite schnell gefunden. Es schaute wie eine Insel aus einem verwilderten Garten hervor. Wilder Wein und Efeu rankten an der traurigen Fassade hoch, die aus Stein und Holz errichtet worden war. Das Holz war weich geworden, faulte und stank. Auch in den Steinen hatte sich die Feuchtigkeit ausgebreitet. Wer in diesem Haus überwinterte, konnte leicht erfrieren oder sich Rheuma holen. Aus dem Schornstein stieg Rauch auf, der dicht über der Öffnung vom Wind zerrissen wurde.

Marek stiefelte durch die Wildkräuter zum Haus.

Die Tür stand offen. Der Spalt besaß die Breite eines Arms. Marek schob die Tür auf, nachdem er geklopft und als Antwort ein heiseres Husten vernommen hatte.

Dann betrat er das Haus.

Eine alte Bude, die kurz vor dem Zusammenbruch stand. Zwischen den Wänden stank es nach Rauch, der nicht gut abzog und sich noch im Raum verteilte.

Vor dem Kamin, wo sich auch die Bank befand, lag oder hockte ein dick eingepacktes Bündel, das auch noch sprechen konnte. »Zieh die Tür zu, sonst stinkt es noch mehr.«

Marek drückte mit der Schulter dagegen. Ganz schließen konnte er sie nicht.

Marek entdeckte vier Fenster, durch die müdes Tageslicht sickerte. Dieser Tag gehörte zu denen, die nicht richtig hell werden wollten. Über dem Land lag ein dünner Schleier aus Dunst, der die fahle Wintersonne verbarg.

Wäre nicht das Feuer gewesen, dessen Widerschein auch in den Raum zuckte, hätte Marek kaum etwas erkennen können.

Das Bündel auf der Bank bewegte sich.

Klamme, gichtkrumme Finger umfaßten die Stoffränder einer Kapuze und schoben sie zur Seite, so daß ein Gesicht zum Vorschein kam, dessen Haut ungewöhnlich rein und klar wirkte, setzte man sie in Relation zum Alter.

Die alte Zuniga strich durch ihr dünnes Haar. Der kleine Mund verzog sich zu einem Lächeln. »Du bist der Pfähler, du kannst nur Marek sein.«

»Stimmt.«

»Ich habe dich nie gesehen, aber ich habe dich mir so vorgestellt, mein Freund.« Sie deutete neben sich. »Bevor du dich setzt, lege einige Scheite ins Feuer. Ich friere etwas, dabei ist der Winter überhaupt nicht kalt. Es liegt wohl am Alter.«

»Kann sein.«

Marek packte die Scheite und schob sie in die Flammen, die sofort gierig Zugriffen.

Neben Zuniga fand er seinen Platz. Die alte Frau trug einen dunklen,

langen Mantel, hatte sich zudem noch in eine löchrige Decke gewickelt und starrte zur Tür.

Auch Marek sagte nichts. Er wußte, daß die Frau von selbst anfangen würde zu reden. Einen Satz sagte sie mit leiser, brüchig klingender Stimme.

»Hüte dich vor Dracula!«

Den Pfähler hatte die Einleitung überrascht. Er schrak zusammen, was Zuniga merkte.

»Hast du Furcht?«

»Nein, kaum.« Marek räusperte sich. »Ich wundere mich nur, daß du diesen verfluchten Blutgrafen erwähnst.«

»Wieso?«

»Es hat ihn zwar gegeben, aber nie so, wie man ihn im Film und in der Literatur hinstellte.«

»Da magst du recht haben, Marek, sehr recht sogar. Aber es gibt Dinge, die in keinem Geschichtsbuch erwähnt sind. Sie stimmen trotzdem. Man kann sich auf sie verlassen.«

»Aha.«

»Du weißt es wirklich nicht?«

»Nein, Zuniga. Ich bin gekommen, weil ich eine Botschaft vernahm, das ist alles.«

»Ja, es war nur ein Flüstern, eine ungewöhnliche Einladung.« Sie bückte sich und hob einen Becher an, der vor ihr und zwischen ihren Füßen auf dem festgestampften Lehm Boden stand. »Es ist Medizin«, sagte sie, bevor sie trank.

Aus dem Becher stieg ein scharfer Geruch, den Marek widerlich fand. Aber er sagte nichts.

Schlürfend leerte die alte Zuniga ihn. An ihrem Kinn rannen noch einige Tropfen nach unten. Dann redete sie weiter. »Vlad Dracula hat damals mit grausamer Hand regiert. Er hat unterdrückt, er hat getötet, er hat das Grauen wahr werden lassen. Man kann sich kaum

vorstellen, zu welch schlimmen Greueltaten er fähig war. Aber davon abgesehen, es geht mir um etwas anderes. Kennst du das alte Blut?»

»Nein.«

»Das habe ich mir gedacht.« Sie kicherte, als sie lachen wollte. »Vielen ist es nicht bekannt. Das alte Blut ist etwas Besonderes. Es ist ein Geheimnis. Lange Zeit hat niemand mehr daran gedacht, aber Vlad Dracula hat es als Erbe hinterlassen. Das Blut«, so flüsterte sie scharf, »ist magisch verseucht.«

»Was enthält es?»

»Einen Keim«, hauchte sie. »Es enthält einen Keim, einen ungewöhnlich schlimmen Keim, von dem die meisten Menschen kaum etwas wissen, wenn du verstehst.«

»Noch nicht.«

»Du hättest es eigentlich wissen müssen, denn du bist der Pfähler. Aber so werde ich es dir sagen, mein Freund. Es ist das Blut der Opfer. Er hat es gesammelt und versteckt. Wer dieses verseuchte Blut trinkt, wird zum Vampir.«

Der Begriff Vampir löste bei Marek zwar keine Schockreaktion aus, er saß trotzdem steif und wartete darauf, daß die alte Zuniga etwas erklären würde.

Sie nickte nur, hatte die Stirn in Falten gelegt und wischte über ihre Augen, als wollte sie dort die Tränen wegwischen.

»Das alte Blut existiert. Über die Jahrhunderte hinweg ist es bewacht worden, man hat sich darum nicht gekümmert, aber die Zeit hat uns nicht das Vergessen gelehrt. Jemand ist gekommen und hat sich an das alte Blut erinnert, glaube ich.«

»Wer?»

»Es waren Fremde.«

»Und weiter!«

»Sie haben das alte Blut gefunden, glaube ich. Wie gesagt, ich

glaube es nur. Deshalb möchte ich dich bitten, das Blut zu suchen. Wenn du es gefunden hast, kipp es weg. Vernichte es, denn es wird Unheil bringen und den Geist Vlad Dracula wieder auferstehen lassen.«

Marek ließ einige Zeit verstreichen, bevor er sich zu einer Antwort bequeme. »Wenn das so ist, dann muß ich tatsächlich damit beginnen, das Blut zu vernichten. Ich bin der Pfähler, ich kenne meine Aufgabe. Nur weiß ich nicht, wo ich es finde.«

»Ja, ja«, krächzte sie und nickte in Richtung Tür. »Das wissen viele nicht, mein Freund. Nur wenige sind eingeweiht. Auch ich habe lange geschwiegen, aber ich habe gespürt, daß ich es jetzt sagen muß. Hoffentlich habe ich nicht zu lange gewartet!«

»Ich werde es herausfinden, Zuniga. Wo kann ich das Blut finden?«

»Nicht weit von hier.«

»Im Ort?«

»Nein, aber du wirst, wenn du die Augen offengehalten hast, das alte Gemäuer gesehen haben.«

»Das verfallene Schloß am Hang.«

»So ist es richtig. Dort mußt du hin, denn an diesem Ort wirst du das alte Blut finden.«

Marek strich durch sein Gesicht. »Ich will mich ja nicht dumm anstellen, aber auch die Reste eines Schlosses können noch groß sein. Kennst du nicht den genauen Ort?«

»Ja und nein. Es gibt einen Eingang, der in die Tiefe führt. In ein altes, modriges Verlies. Dort soll sich das Blut befinden.«

»Einfach so?«

»Nicht ganz. Ob es stimmt, weiß ich nicht. Man sagt nur, daß es bewacht wird.«

»Von wem?«

»Es ist ein Vampir!« flüsterte sie. »Ein bleicher, uralter Blutsauger, der nie auf Jagd nach Menschenblut gegangen ist, aber trotzdem

existieren kann, weil er hin und wieder einen Schluck des alten Blutes zu sich nahm.«

»Und er bewacht es.«

»Ja, die lange Zeit, die Jahrhunderte müssen ihn gezeichnet haben, doch sei vorsichtig, wenn du dich ihm näherst.«

»Wie heißt er?«

»Ich weiß es nicht, Marek. Ich weiß kaum etwas — leider. Ich weiß nicht einmal, ob es ihn überhaupt gibt.«

»Aber du hast...«

»Ruhig, mein Freund, ruhig. Wie gesagt, man erzählt viel. Nicht alles stimmt. Geh selbst hin und schau nach.«

»Das werde ich auch. Nur möchte ich gern wissen, wie ich das Versteck finden kann?«

»Es ist, wie ich dir schon sagte, unter der Erde. Aber es gibt einen Weg, den du nehmen kannst. Einen Geheimgang, wie ich erfahren habe. Du mußt ihn nur finden.«

»Das kann dauern.«

»Ich werde es dir erklären, so gut es mir möglich ist.« Sie beugte sich vor und begann zu reden. Wieder sprach sie mit einer brüchigen Stimme, unterbrochen von leichten Hustenanfällen, so daß es seine Zeit dauerte, bis sie den Weg beschrieben hatte. »Hast du alles behalten, Pfähler, oder soll ich es noch einmal wiederholen?«

»Nein, es wird schon reichen.«

Sie drückte ihm die flache Hand in den Rücken. »Geh jetzt, Marek, bevor er aus seinem Schlaf erwacht. Dieser Vampir ist gefährlich. Er lebt in den Verliesen, aber er wird, wenn es Tag wird, sich zur Ruhe legen. Auch er muß seinen Rhythmus einhalten.«

Marek stand auf. Er drehte sich um und schaute auf die dünnen Haare der alten Zuniga. »Wenn ich zurückkomme, werde ich dir berichten.«

»Tu das.«

Marek ging. Draußen atmete er tief die kalte Luft ein. Sie kam ihm vor wie Balsam. In der Hütte hatte sie doch stark in seinem Hals gekratzt. Einen Pfad sollte es auch geben. Nur endete dieser nicht an der Ruine, den letzten Teil der Strecke mußte der Pfähler zu Fuß zurücklegen. Bevor er in den VW einstieg, fühlte er nach seinem Eichenpflock. Mit der Handfläche strich er darüber hinweg. Lange Zeit hatte der Pflock geruht. Doch Marek ahnte, daß sich dies bald ändern würde...

Die Dunkelheit des Waldes entließ den Pfähler wie ein Gespenst. Er drückte die letzten Zweige und Aste zur Seite, hörte das trockene Knacken, wenn sie zerbrachen, und sah vor sich die verfallenen Ruinen der ehemaligen Burg.

Nichts regte sich. In den kahlen Asten der Bäume hockten schwarze Kolkraben. Sie äugten zu Boden und bewegten nicht einmal ihre Flügel. Nur wenn der Wind über sie hinwegstrich, zitterte ihr Gefieder. Mareks dicke Schuhe schleiften durch das hüfthohe Unkraut. Es wuchs überall und hatte viele Reste der alten, zerstörten Burgmauer überwuchert.

Der Pfähler mußte einige Male klettern, erreichte ein nicht getautes Schneefeld, knirschte hindurch und glaubte, sich dort zu befinden, wo einmal der Innenhof der Burg gewesen war.

Jetzt mußte ersieh nach rechts wenden.

Einst hatte der hohe Turm stolz über das Land hinweggeschaut, nun waren nur mehr Reste davon erhalten. Eine Seite war ganz verschwunden. Die Trümmer lagen verstreut.

Marek schielte in die verbliebenen Fragmente hinein. Wenn es stimmte, was ihm die alte Frau gesagt hatte, dann mußte er in den Turm und dort den Einstieg suchen.

Er schob sich durch eine Lücke und ging über einen mit Gras, Moos und Unkraut bewachsenen feuchten Boden, auf dem sich einige

Wasserlachen angesammelt hatten, die höchstens im Sommer wegtauten.

Wo befand sich der Einstieg?

Marek schaute in die Höhe, weil er von dort flatternde Geräusche vernommen hatte.

Auf den Rändern der Turm fragmente hockten die schwarzen Raben mit gesenkten Köpfen und starrten auf Marek nieder, als wollten sie ihn wegen seiner Aufgabe bemitleiden.

Noch war es hell genug. Marek kam ohne Licht aus. Früher waren die Menschen mit Fackeln durch die Verliese gegangen, heute verließ man sich lieber auf Taschenlampen.

Auch Marek hatte eine Stablampe mitgenommen. Rechts neben dem Eingang baute er sich auf, ging drei Schritte nach vorn, zwei nach rechts und blieb dann stehen.

An dieser Stelle mußte sich der Weg in die Tiefe befinden. Er bückte sich, seine Finger strichen durch das feuchte Moos und suchten nach dem Kontakt, der ihm den Weg in die Tiefe öffnete. Noch fühlte er nichts, bis er etwas fand, das ihn mißtrauisch machte. Es war eine Erhebung, die sich sehr widerstandsfähig zeigte.

Ein Stein wahrscheinlich. Davon hatte auch die alte Zuniga berichtet. Er holte einen anderen Stein und begann damit, das Moos um die Erhebung wegzukratzen.

Es kostete ihn viel Mühe, doch die Arbeit lohnte sich. Die Erhebung lag frei und wirkte wie eine Nase, die durch Zufall an diese Stelle geraten war.

Das war nicht der Fall gewesen, denn diese Nase ließ sich bewegen, als Marek mit dem Stein einige Male dagegenklopfte. Er glaubte jetzt noch immer, die Stimme der wissenden Frau zu hören, als sie zu ihm gesagt hatte: »Du mußt sehr hart dagegenschlagen und darfst nicht aufgeben.«

Marek gab nicht auf, er schlug weiter, auch als der Stein in zwei

Hälften zerbrochen war.

Die Mühe lohnte sich. Plötzlich hörte er ein Knacken, das aber wieder verstummte.

Marek nahm die Lampe und leuchtete nach. Seine Augen weiteten sich. Er ärgerte sich, daß er nicht früher auf den Gedanken gekommen war, nachzuschauen, denn er konnte im Boden genau die Umrisse des Einstiegs erkennen. Und nicht nur das. Jemand mußte vor nicht allzu langer Zeit hiergewesen sein und die Ränder gesäubert haben. Das Knacken hatte nicht viel zu bedeuten gehabt. Der aus der Felsplatte lugende Stein war nur gekippt und hatte einen uralten Eisenring freigegeben, der an den Rändern noch Rost zeigte, aber nicht in der Mitte des Griffs. Dort war er ziemlich abgeschabt. Ein Beweis dafür, daß ihn jemand in die Höhe gehoben hatte. Und das war für Marek der Beweis.

Er faßte mit beiden Händen zu, hatte sich gehockt und die Hacken gegen den Boden gestemmt.

Die viereckige Platte ächzte in ihrem Gefüge. Sie gab fast schon gequälte Laute von sich, als Marek es schaffte, sie in die Höhe zu ziehen. Ein Mann allein, das war schon etwas!

Er kippte plötzlich auf den Rücken, aber der Steinquaderstand senkrecht. Freie Bahn!

Mareks Atem mußte sich erst beruhigen. Wieder einmal stellte er fest, daß er nicht mehr zu den Jüngsten zählte. Doch solange er lebte, würde er die Vampirbrut jagen, das hatte er sich fest vorgenommen und auch seiner Frau versprochen.

Er schaute nach unten.

Es war nicht viel zu sehen, nur zu riechen, denn der Modergeruch der Jahrhunderte wehte ihm entgegen. Kalt, feucht, stinkend. Ein widerliches Gemisch.

Marek leuchtete mit der Lampe. Er entdeckte die Stufen einer alten Steintreppe, auf der die Feuchtigkeit schimmerte. Sie hatte einen

Film auf die Moos-und Algenschicht gelegt, die wie eine Haut auf den Treppenstufen lag. Marek fragte sich, ob seine alten Knochen den Weg in die Tiefe auch aushalten würden. Ersah kein Geländer, an dem er sich festhalten konnte, die alten Wände waren ebenfalls glatt und glitschig, als hätte sie jemand mit Schmierseife bestrichen.

Marek klemmte die Lampe fest und machte sich auf den Weg in die Tiefe, wobei er das Gefühl hatte, in die Vergangenheit zu schreiten. Mit der rechten Handfläche stützte er sich an der Wand ab. Vorsichtig setzte er einen Fuß vor den anderen, tastete jedesmal nach, bevor er eine weitere Stufe betrat, drückte die Hacken fest in die Schicht auf den Treppenstufen und tauchte noch tiefer ein in die unterirdische Welt dieser verfallenen Burg.

Irgendwann endete die Treppe. Auch Marek blieb stehen. Er blickte zurück, wo die Treppe in der Finsternis verschwand. Nichts rührte sich in seiner unmittelbaren Umgebung. Alles wirkte wie tot, längst ausgestorben und vergessen. Aber er spürte, daß noch etwas in der Nähe lauerte.

Leben?

Nein, das konnte nicht sein. Vielleicht ein böser Geist, ein unheimliches Omen.

Marek gehörte zu den Fachleuten. Seine jahrelange Jagd nach den Blutsaugern hatte es mit sich gebracht, daß er es fast schaffte, die Blutsauger zu riechen.

Und hier tat sich etwas.

Er löste die Lampe und leuchtete in den niedrigen Gang hinein. Er selbst mußte, obwohl er nicht zu den größten Menschen zählte, ebenfalls den Kopf einziehen.

Spinnweben klebten wie dichte Knäuel unter der Decke, bedeckt von einem Muster aus getöteten Insekten. Sicherlich gab es hier Ratten oder anderes Getier.

Wenn der Lichtkegel an den Wänden entlanghuschte, dann

krabbelten die Käfer und andere Kriechtiere blitzschnell in die Spalten des Gesteins zurück, wo sie ihre Verstecke hatten und sie das helle Licht erschreckt hatte.

Marek ließ das helle Licht der Lampe über den Boden fließen und entdeckte dort auch Fußabdrücke. Ihrem Aussehen nach stammten sie nicht von einem Blutsauger, der bereits die Jahrhunderte in diesem Verlies verbracht hatte. Sie besaßen eine ziemlich moderne Form. Dieser Stollen hatte tatsächlich Besuch gehabt.

Wo befand sich das Blut?

Marek stieg über Hindernisse hinweg. Meist altes Gestein, vermischt mit braunen, vermoderten Holzbalken, und erstellte sehr bald fest, daß der Gang vor einer Mauer endete, wo der Kegel seiner Taschenlampe einen weißen Kreis zeichnete.

Die Luft war hier unten noch schlechter geworden. Sie roch nach Moder, enthielt nur wenig Sauerstoff, war das richtige für einen Blutsauger. Die alte Zuniga hatte vom alten Blut gesprochen. Es mußte sehr viel gewesen sein, doch Marek entdeckte kein Gefäß, das dieses alte Blut eventuell hätte aufnehmen können.

Nichts war zu sehen, rein gar nichts...

Darüber ärgerte er sich, und er wünschte sich beinahe den alten Wächter und Vampir herbei.

Noch immer malte der Kegel einen Kreis auf die Mauer. Darunter aber entdeckte der Pfähler einen Gegenstand, der aussah wie ein Bündel, das die Form eines Zeltes aufwies.

Auch Schutt oder Dreck?

Marek leuchtete das Bündel ab, das, kaum war es vom Licht erwischt worden, anfang zu zucken.

Etwas fiel zur Seite. Alter, staubiger Stoff. Wolken drangen auch in die Höhe, als der Stoff den Boden berührte.

Der Pfähler leuchtete direkt in die Staubwolke hinein. Das Zeug flimmerte vor seinen Augen, als bestünden die Partikel aus

Diamantsplittern. Dahinter jedoch oder mitten in der Staubwolke entdeckte er einen bleichen Umriß.

Eine Fratze, ein Gesicht...

Marek wechselte die Lampe in die linke Hand. Mit der rechten zog er den Pflock hervor, und sein Gesicht versteinerte sich dabei. Er hatte den Vampir gefunden!

Es war wie immer, wenn Frantisek Marek einem Blutsauger gegenüberstand. Da spürte er plötzlich sein Alter nicht mehr. Da durchzuckte und durchrieselte es ihn wie elektrischer Strom, der durch seine Adern floß und das Blut in Wallung brachte. Er spürte, wie er schwitzte, die Aufregung hielt ihn in ihren Klauen, gleichzeitig wurde er kalt und ruhig. Der Vampir sollte ruhig kommen... Und er kam.

Mit unsicher wirkenden Bewegungen schob er das Bündel Lumpen noch weiter zur Seite, damit er endlich freie Bahn hatte und an sein Opfer herankommen konnte.

Es war kein Sonnenlicht, das ihn anstrahlte, also kein natürliches, deshalb zerfiel er auch nicht im Schein des bleichen, aus der Lampe strahlenden Lichtbalkens.

Marek erkannte ihn gut.

Kein Schauspieler hätte ihn derart perfekt nachahmen können. In der Realität sah er viel schauriger aus, eine finstere Gestalt in einer noch finsternen Umgebung.

Die kalkbleiche Haut in seinem Gesicht wirkte noch straff, gleichzeitig auch wie Gummi, das einen hellgrauen Anstrich bekommen hatte. Den mageren Körper umflatterten schmutzige Lumpen. Als er auf Marek zuing, wehte ihm eine Wolke aus Moder voran.

Er öffnete sein Maul!

Zwei Zähne besaß er noch. Gekrümmt schauten sie aus seinem

Oberkiefer hervor, erinnerten an dünne Säbel. Ein uraltes Wesen, aber ein verdammt gefährliches.

Marek erwartete den Blutsauger. Er hatte sich breitbeinig hingestellt, den Oberkörper etwas vorgebeugt, um so hart und wuchtig wie möglich zustoßen zu können.

Sein Blick blieb auf das Gesicht des Blutsaugers gerichtet. Es wirkte wie geschminkt, doch es war echt. So echt wie die langen Finger, die an Krallen erinnerten, mit denen ein lebendig Begrabener vergeblich versucht hatte, sich den Weg aus dem Grab freizukratzen. Dreck und feuchter Staub bildeten unter den eingerissenen und halb zerfetzten Nägeln einen Schmier. Aus dem Maul wehte Marek, zusammen mit der Moderwolke, ein Fauchen entgegen. Konnte er reden?

Marek mußte wissen, was mit dem Blut geschehen war. Noch war Zeit. Bis der Blutsauger ihn erreicht hatte, würde er noch vier, fünf Schritte brauchen.

»Wo ist das Blut?« sprach Marek ihn an. »Ich such' das alte Blut. Du bist sein Hüter, du mußt es wissen!«

Der Vampir blieb stehen. Er bewegte den Kopf, dann gab er eine Antwort. Es war mehr ein Fauchen. Marek mußte schon sehr genau hinhören, um die in einem alten Rumänisch gesprochenen Worte überhaupt verstehen zu können.

»Zu spät gekommen, zu spät gekommen. Ein anderer war vor dir da. Er holte es...«

»Wer?«

»Ich kenne ihn nicht, aber er hat es getrunken. Er kam aus einem anderen Land, doch er beherrschte meine Sprache. Er hieß Simon, er wollte den neuen Dracula. Hüte dich vor Dracula, Marek! Er ist nicht tot, denn sein Erbe lebt. Es hat die Jahrhunderte überdauert, es wird ewig weiterleben, und es wird erneuert werden, das kann ich dir versprechen. Ich habe das alte Blut nicht mehr, aber ich habe

dich. Ich werde dieses Verlies verlassen und mich auf die Suche begeben.« Zur Unterstreichung seiner rauh gesprochenen Worte bewegte er sich wieder auf Marek zu. Seine nackten Füße schleiften über den Boden. Marek schaute sie an und sah, daß sie nur mehr aus Klumpen bestanden.

»Noch eine Frage habe ich. Wohin ist dieser Mann mit dem Blut gegangen? Dieser Simon?«

»In ein anderes Land, das die alte Tradition fortsetzen soll, die hier angefangen hat.«

»Wie heißt das Land?«

Der uralte Untote bewegte seine Arme, als wollte er dem Pfähler zuwinken. Doch er holte nur Schwung, um Marek entgegenzustürzen. Eine raffinierte Taktik. Wenn Marek zustieß, würde er den Namen des Landes nie erfahren.

Nur aus diesem Grund ließ er sich auf einen Kampf mit dem gefährlichen Blutsauger ein.

Marek warf sich zur Seite, bis er mit der Schulter gegen die Wand krachte. Eine Klaue verfehlte ihn, die linke jedoch krallte sich in seiner Kleidung fest, tastete sich an der Schulter hoch und suchte seinen Hals, den sie auch fand.

»Welches Land?« röchelte Marek.

Der Vampir sah sich auf der Siegerstraße. Sein Gesicht erschien wie ein bleicher Schatten vor Mareks Augen. Er bewegte klappend den Mund, als er antwortete:

»England... London...« Dann drückte er den Kopf nach vorn, um die Zähne in Mareks Hals zu rammen.

Im selben Augenblick stieß der Pfähler die Rechte vor und machte seinem Namen alle Ehre.

Die Spitze des Pflocks fand kaum Widerstand, als sie den Körper des Blutsaugers erwischte. Sie drang fast fließend hinein. Marek hörte etwas knirschen, sah die Zähne trotzdem dicht vor seinen

Augen und nach links wegrutschen.

Sie berührten ihn nicht einmal, denn der Blutsauger sackte vor ihm zusammen.

Für die Länge zweier Herzschläge hielt er sich noch fest, dann verließ ihn die Kraft.

So dicht vor Marek, daß er dessen Körper noch berührte, sackte er zusammen.

Es war ein Fall, der sich nicht aufhalten ließ und begleitet wurde vom Knirschen alter Knochen, die unter dem Druck des Körpers zu Staub zerrieselten.

Eine Chance für ihn gab es nicht. Der alte Eichenpflock hatte seine Pflicht getan und dieses untote Leben endlich zerstört. Der Blutsauger krümmte sich als Rest vor Mareks Füßen zusammen, und der Mann konnte mitansehen, wie er verging. Das helle Licht der Stablampe riß das Ende des Untoten aus der Finsternis hervor wie ein bewegliches Dia.

Die bleiche Haut im Gesicht des Blutsaugers war zu einer rieselnden Puderzuckermasse geworden, die dünne, gelbliche Knochen freilegte, wobei auch diese dem eigenen Druck nicht mehr standhalten konnten und vor Mareks Augen zerknirschten.

Staubspiralen sackten in die Tiefe. Das Zerknirschen der alten Knochen hörte sich an, als würde Papier rascheln. Marek wußte, daß es keinen Hüter des alten Blutes mehr geben würde. Und er wußte leider auch, daß jemand anders das alte Blut schon vor ihm gefunden und weggeschafft hatte.

In diesem modrigen Verlies hatte er nichts mehr zu suchen, ging wieder auf die geländerlose Treppe zu und drehte sich vor der ersten Stufe noch einmal um, weil er zurückleuchtete.

Er traf genau die Stelle, wo der Vampir endlich sein fürchterliches Dasein aushauchte.

Auf dem Boden lag ein Asche- und Staubhaufen, aus dem noch, wie

eine schaurige Warnung, die gekrümmte Klaue des Untoten hervorragte und die Fingerspitzen gegen die Tunneldecke wiesen. Aber auch sie würden abbröckeln, Marek kannte es. Auf den alten Eichenpflock konnte er sich verlassen.

Trotz seines Erfolges war er enttäuscht. Mit müde wirkenden Schritten stieg er die Treppe hoch. In seinen Knien steckten Bleigewichte. Er stützte sich mit der Hand an der Wand ab, schleppte sich dann weiter und war froh, als er das Ende der Treppe erreicht hatte.

Im alten Turm spürte er die Kühle, lehnte sich an die Wand und atmete mehrere Male tief durch. Dabei fiel sein Blick in die Höhe. Die schwarzen Vögel hockten noch immer auf dem Rand und glotzten in die Tiefe.

Um Mareks Lippen zuckte es, und er sah so aus, als wollte er den Kolkraben zulächeln. »Ihr seht mich wieder«, keuchte er, »aber nicht mehr den Vampir.«

Der Pfähler wartete noch einige Sekunden, bevor er sich umdrehte und ging.

Noch immer lag der graue Tag über dem Land. Die dünnen Schwaden hatten sich verdichtet. An einigen Stellen im Wald schwammen sie als hellere Nebelinseln zwischen den Bäumen.

Wie im Traum legte Marek den Weg zum Wagen zurück. Erst als er hinter dem Lenkrad saß, kehrte er wieder in die Realität zurück und dachte daran, was hinter ihm lag. Er hatte es tatsächlich geschafft und den uralten Blutsauger vernichtet.

Fast hätte er gelacht, doch er konnte sich über diesen Sieg einfach nicht freuen. Jemand war schneller gewesen als er und hatte das Blut mitgenommen. Nach England, nach London!

Ein Zeichen? Ein Wink des Schicksals? Denn in London lebten Frantiseks beste Freunde. John Sinclair und Suko!

Die beiden Geisterjäger hatten es sich ebenso zur Aufgabe gemacht,

die Mächte der Finsternis zu jagen, wie Marek. Er kannte die Stadt an der Themse, denn dort hatte er schon zusammen mit den englischen Freunden Blutsauger gejagt.

Alle Anzeichen wiesen darauf hin, daß er wieder nach London fahren mußte.

Marek startete. Das Gewicht hatte den Käfer tief in den feuchten Boden gedrückt. Marek kam nur mit Mühe frei. Zudem mußte er das Fahrzeug noch drehen, um auf den normalen Pfad rollen zu können. Mit viel Geschick gelang ihm auch dies. Tuckernd rollte er durch den Wald, rutschte oft, riß Unterholz um, krachte aber nicht gegen irgendwelche Baumstämme.

Am Ende des Waldstreifens wurde der Weg besser, der Blick auch freier. Er floß hinab in den kleinen Ort, wo eine Frau lebte, die Marek noch einmal besuchen wollte.

Er hatte ihr versprochen, vom Erfolg oder Mißerfolg zu berichten. Wie er seine Position einschätzte, wußte er selbst nicht zu sagen. Kein Verlierer und auch kein Gewinner.

Aber einer, der weitermachen mußte, solange es noch Blutsauger auf dieser Welt gab.

In Rumänien, auf dem Balkan, da hatten sie ihre Heimat gehabt und sie niemals vergessen.

Er rollte durch die karge Landschaft, vorbei an den abgeernteten Feldern, die bald keine Früchte mehr bringen würden, weil es eben an allem fehlte, auch an Kunstdünger.

Über den Dächern lagen die dünnen Rauchfahnen. Sie stiegen aus den Kaminen, waren ein Zeichen. Noch gab es genügend Brennmaterial; die Menschen konnten das Holz aus dem Wald holen, aber mit der Nahrung würde es knapp werden.

Siebenbürgen sollte sterben, ein totes Land werden, das nur noch in der Erinnerung existierte.

Marek wischte über seine Augen. Wenn er an die Zukunft dachte,

wurde ihm komisch.

Die alte Zuniga stand vor dem Haus. Sie sprach mit einem Kind und schickte es weg, als sie den Käfer anrollen sah. Marek bremste stotternd. Mit müde wirkenden Schritten durchquerte Zuniga den Vorgarten und blieb erst stehen, als Marek die Tür öffnete. Sie schaute in sein Gesicht und sah, daß der Mann die Schultern hob.

»Du hast es nicht geschafft?«

»Ich habe das Blut nicht gefunden. Man hat es bereits abgeholt. Jemand ist schneller gewesen als ich.«

Sie nickte. »Was ist mit dem Wächter geschehen?«

»Er war noch da«, erwiderte Marek. »Jetzt nicht mehr. Ich habe ihn gepfählt.«

»Ja, das war gut.«

»Sicher, aber was ist mit dem Blut?«

Die alte Frau hob die Schultern. »Ich bin nicht allwissend. Du mußt es eben suchen.«

Marek schaute nach Nordwesten. »Ich weiß auch schon wo«, erklärte er leise. »Nicht mehr hier in Rumänien. Man hat mir einen Tip gegeben. Ich muß nach England, nach London. Dort habe ich Freunde, die mir helfen werden. Vielleicht stehen die Chancen nicht so schlecht.«

Die alte Zuniga kam zu ihm und drückte Mareks Hände. »Ich wünsche dir viel Glück und alles Gute, mein Freund. Kämpfen mußt du, Frantisek Marek. Nicht mehr für uns, wir sind zu alt. Du mußt es für die Zukunft tun, nur für die Zukunft.«

»Ich werde mich bemühen.«

»Und noch etwas möchte ich dir mit auf den Weg geben, mein guter Freund. Wenn du in der fremden Stadt bist, dann hüte dich vor Dracula. Hüte dich vor ihm, denn er ist grausam, er ist falsch und hinterlistig. Er wird alle Tricks versuchen, weil seine Wiedergeburt bevorsteht.«

»Hast du Angst?« fragte Marek

»Nicht mehr um mich, um die anderen, die nichts ahnen und über ihn lachen.«

»Ich glaube, daß ihnen das vergehen wird.« Nach diesen Worten drehte sich der Pfähler um und stieg ein.

Er wußte, was er zu tun hatte...

»In der U-Bahn-Röhre steckt ein Vampir!« kam die Meldung eines Triebwagenführers über den Äther. »Auf seiner Stirn leuchtet ein grellrotes Zeichen.« Ein D!

Mit dieser Meldung wurde eine Lawine ausgelöst. Seit einigen Tagen lief in London die Fahndung nach einer Gruppe, die sich Aktion D nannte. Das D stand dabei für Dracula.

Und so etwas fiel in unser Gebiet.

Wir hatten bereits in Deutschland damit zu tun bekommen. Angeblich sollte sich hinter der Aktion D eine Terrorgruppe verbergen, das hatte sich als Irrtum herausgestellt. Dieser Bande ging es allein um Dracula und um das alte Blut, das auf irgendeine Art und Weise nach London gelangt war, wie wir ebenfalls von einer Frau namens von Draben erfahren hatten. Sie und ihr Partner Simon mußten das alte Blut aus Rumänien geholt haben.

Okay, wir hatten die von Draben ausschalten können, doch das alte Blut nicht gefunden, wenigstens nicht alles. Wir gingen der Spur nach, gerieten nach Deutschland, stießen auf die Aktion D und auf eine geheimnisvolle Frau namens Reva, die als Malerin ihr Geld verdiente, doch gleichzeitig zu den Blutsaugern gehörte.

Sie leitete die Aktion.

In einem Schloß im Spessart lebte sie. Suko und ich hatten es gestürmt und nur einen ihrer Helfer gefunden.

Es handelte sich ebenfalls um einen Untoten. Sie selbst war mit einem anderen verschwunden, dessen Bild wir aber im Schloß

gefunden hatten.

Es war ein gewaltiger Schock gewesen, denn das Gemälde zeigte einen Menschen, den wir gut kannten: Kommissar Will Mallmann!

Nur war er auf dem Bild nicht mehr als Mensch gezeichnet, sondern als Vampir. Ein blutgieriges Ungeheuer mit bleichem Gesicht und vorgestreckten Händen, die nach dem Betrachter zu greifen schienen, um ihm die dunkel lackierten Fingernägel in den Hals zu schlagen. Will Mallmann ein Vampir? Etwa Dracula? Das konnte nicht sein, höchstens der Nachfolger, der das Erbe durch das Trinken des alten Blutes fortgeführt hatte.

Eine schreckliche und kaum glaubhafte Vorstellung für uns, mit der wir uns auch nicht abfinden konnten. Doch an meinem Geburtstag hatte ich schließlich den Beweis bekommen. Da war mir auf besondere Art und Weise gratuliert worden.

In einer zugeschickten Karte befand sich eine dicke, mit Blut gefüllte Blase versteckt, die beim Anschneiden der Karte zerplatzt, so daß dieses Blut aus der Karte hervorrinnen konnte. Zusätzlich hatten wir in der Karte noch eine Kassette gefunden, auf der sich Will Mallmann mit besonders herzlichen Grüßen gemeldet hatte und uns klarmachte, daß wir uns vor Dracula hüten sollten.

Also konnte er durchaus das Erbe dieser blutrünstigen Gestalt angetreten haben.

Nur war Dracula selbst kein Vampir gewesen, auch wenn er oft so dargestellt wurde. Was also hatte es mit dem alten Blut auf sich? War es Draculas Blut?

Das wiederum wollte ich nicht so recht glauben. Es mußte da noch eine andere Lösung geben.

Jedenfalls hatte eine Fahndung nach Mallmann und dieser Reva innerhalb Deutschlands nichts gebracht. Die beiden waren verschwunden, doch sie hielten sich in London auf. Sie wollten den alten Vampirkult wieder auferstehen lassen. Dracula sollte in

Mallmann einen würdigen Nachfolger bekommen. All diejenigen, die ihm dienten, waren gezeichnet worden. Mit dem roten D auf der Stirn.

Diese Gestalt wollte ein U-Bahn-Führer gesehen haben. Da eine stille Fahndung lief, wurde die Meldung sofort an Sir James, unseren Chef, weitergegeben. Der hatte nichts Eiligeres zu tun, als Suko und mich loszuschicken.

Auf der Strecke von Oxford zum Piccadilly Circus war er erschienen. Wir jagten mit Blaulicht zum Piccadilly Circus, wo der Verkehr mal wieder erstickte. Parkplätze gab es dort nicht, doch Sir James hatte organisatorisch vorgesorgt und ein Stück Fahrbahn absperren lassen. Die Reisenden hatten die Wagen verlassen müssen. Polizisten begleiteten sie aus den unterirdischen Bahnhöfen an die Oberwelt. Kein Zug fuhr mehr auf dieser Strecke.

Wir kamen an, als die letzten über die Stufen der Treppe stolperten. Es waren zumeist Menschen, die das Licht des Tages scheuten und sich lieber unter der Erde aufhielten.

Penner, Stadtstreicher, Leute mit denen man Mitleid haben mußte. Eine Frau kam mir entgegen. Sie war noch jung, ihr Gesicht zeigte Verzweiflung. Obwohl ich keine Uniform trug, hatte sie in mir den Polizisten erkannt.

Sie stellte sich mir in den Weg. »Warum?« schrie sie. »Warum macht man das mit uns? Warum nimmt man uns die letzten Fleckchen weg?«

»Zu Ihrer eigenen Sicherheit.«

»Unsinn, wir...«

Ein Beamter wollte sie wegzerren, ich war dagegen. »Hören Sie zu, Madam, es geschieht tatsächlich zu Ihrer Sicherheit. Ich schätze, daß Sie noch vor dem Dunkelwerden wieder Ihren alten Stammplatz einnehmen können. Ist das ein Wort?«

»Kann ich mich darauf verlassen?«

»Bestimmt.«

»Dann ist gut.«

Suko und ich liefen nebeneinander die Treppe hinab. Ohne Menschen wirkte dieser unter der Erde liegende Bereich kalt, leer und unheimlich. Die Züge standen.

Kein Zischen der Bremsen war zu hören, kein Rollen der Räder, nur unsere Schritte. Aus einer Ecke zog es gewaltig.

Polizisten standen auch an der Bahnsteigkante. Dort gingen wir hin. Der U-Bahn-Führer stand zwischen ihnen und lamentierte. Das mußte der Zeuge sein.

Er war es auch.

Wir erfuhren, daß er Burt Tinney hieß und ließen uns die Story noch einmal erzählen.

Tinney redete schnell. Er verschluckte sich einige Male dabei, deutete dabei in den Schacht hinein und bauschte seine Erzählung ziemlich auf. Aus der Gestalt wurde allmählich ein Ungeheuer.

»Jetzt mal langsam, Mr. Tinney«, sagte ich. »Wie sah er denn nun wirklich aus?«

»Wie ich...«

»War er ein Riese?«

»Nein.«

»Na, bitte. Aber er hatte das D auf der Stirn.«

»Ja, ja,« erwiderte er schnell. »Es glühte wie ein Fanal. Es sah schlimm aus.«

»Und er ist verschwunden?«

»Im letzten Augenblick.« Tinney drehte sich um und deutete auf das dunkle Loch der Einfahrt. Dabei bekam er eine Gänsehaut, die sein gesamtes Gesicht bedeckte.

»Haben Sie gesehen, in welche Richtung er lief?«

»Nein, eigentlich nicht. Der sah aus, als würde er fliegen können, verstehen Sie?«

»Und es war keine Einbildung?« hakte der Inspektor noch einmal nach. Tinney schlug sich gegen die Brust. »Bei mir doch nicht, Sir. Was meinen Sie, was ich schon alles hinter mir habe. Und getrunken hatte ich auch nicht. So etwas können wir uns überhaupt nicht leisten. Unser Job besteht nicht nur aus Können, das meiste ist Verantwortung.«

Suko schlug ihm auf die Schulter. »Sie sollen es auch nicht persönlich nehmen, Mr. Tinney. Es war nur mehr eine rein rhetorische Frage.«

»Ja, okay.«

Ich gab Suko einen Wink. Mein Freund schloß sich mir an, die Polizisten wollten ebenfalls mitgehen, doch ich stoppte sie. »Tut mir leid, aber das ist unsere Sache.«

»Verstanden, Sir. Übrigens, es ist alles stillgelegt. Sie brauchen keine Furcht davor zu haben, daß Ihnen ein Zug entgegenkommt. Nichts läuft mehr.«

»Danke für den Rat!«

An den Gleisen liefen wir entlang, bis wir die Tunneleinfahrt erreicht hatten.

Nicht zum erstenmal würden wir diesen Weg gehen. Ich bekam stets ein etwas mulmiges Gefühl, denn in der U-Bahn hatte ich schon verdammt heiße Fälle erlebt. Mit Ghouls, Zombies und Riesenkraken hatte ich mich auseinandersetzen müssen. Die alten Tunnel boten gewissen Typen hervorragende Verstecke.

Vom erhöht liegenden Bahnsteig sprangen wir auf die Schotterstrecke. Es war nicht einfach, auf den Schwellen zu laufen, denn wir mußten große Schritte machen.

Der Vampir war gesichtet worden und gleichzeitig verschwunden. Wo hielt er sich verborgen? Blutsauger scheuen das Tageslicht. Also konnte er nur unter der Erde stecken. Vielleicht war er auch bis zum Oxford Circus, der nächsten Station, gelaufen. Dies wiederum gefiel

mir weniger, denn da mußten wir laufen.

Zudem gab es viele Fluchtmöglichkeiten. Notausgänge in den Tunnelwänden. Die dahinter liegenden Treppen führten allesamt in die Oberwelt, das allerdings würde dem Vampir auch nicht gefallen. Von den Gleiskörpern wechselten wir auf die schmalen Stege an den Seiten. Ich nahm den rechten, Suko den linken.

Hin und wieder schauten wir uns um. Es konnte sein, daß wir den Blutsauger passiert hatten, ohne ihn zu entdecken. Doch keiner der Notausgänge öffnete sich.

Die Strecke zwischen den beiden Stationen war eigentlich nur eine riesige Kurve. Die Luft im Tunnel war alles andere als frisch, aber wir mußten weiter.

Unser ›Freund‹ zeigte sich nicht. Ich hätte dem Zeugen auch kaum Glauben geschenkt, wenn er nicht von diesem roten D auf der Stirn gesprochen hätte. Es mußte so stark geleuchtet haben, daß der Wagenführer es trotz der hohen Geschwindigkeit hatte erkennen können. Aktion D!

Immer wieder kam mir dieser verdammte Begriff in den Sinn. Je länger ich darüber nachdachte, um so wütender wurde ich. Nicht allein wegen dieser Aktion, es hing auch mit meinem (ehemaligen?) Freund Kommissar Mallmann — zusammen, den diese verfluchte Reva höchstwahrscheinlich zu einem Blutsauger gemacht hatte. Sicher würde ich erst sein, wenn ich Will Mallmann gegenüberstand. Daß dies irgendwann eintreffen würde, damit rechnete ich, und davor hatte ich Angst.

Es ist schlimm, wenn man ein schwarzmagisches Wesen vernichten muß, noch schlimmer allerdings ist, wenn es sich bei diesem Wesen um einen ehemaligen Freund handelte. Das ging schon beinahe über meine Vorstellungskraft. Suko und ich blieben nicht auf gleicher Höhe. Mein Freund ging einige Schritte vor und erreichte auch als erster die Kurve. Wenn mich nicht alles täuschte, mußte der Fahrer

hier ungefähr den Vampir entdeckt haben.

Auch Suko erinnerte sich daran. Er drehte sich auf dem schmalen Steg und leuchtete mit der Lampe zu mir rüber. »Hier ist es gewesen, John!«

Ich ging so weit vor, bis ich mit ihm auf gleicher Höhe stand. Nicht weit entfernt schimmerte das hellere Rechteck eines Notausstiegs in der dunklen Wand.

»Willst du hier suchen?«

»Warum nicht?«

Suko schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht. Der wird nicht so dumm sein und hierbleiben.«

»Wo soll er denn hin?« Ich deutete nach oben. »Er kann nicht an die Oberwelt, weil dort...«

Ich verschluckte mich mitten im Satz, denn der Lampenschein hatte eine Gestalt erwischt, die unter der Decke klemmte und sich irgendwo festhalten mußte.

»Was ist denn?«

Auf Sukos Frage konnte ich keine Antwort geben. Schwer wie ein gewaltiger Stein wuchtete der Körper von der Decke her auf mich nieder. Ich wollte zwar zur Seite springen, kam aber nicht richtig weg, außerdem erwischte mich die ausgestreckte Hand noch an der Schulter, riß mich von dem schmalen Steg wieder auf den Gleiskörper.

Der Sturz war hart, er machte mich benommen. Ich sah es wie durch einen Schatten.

Der Vampir sprang vor mir in die Höhe. Er trug dunkle Kleidung, sein Gesicht war noch jung, aber das glühende D auf seiner Stirn wirkte wie ein höllisches Stigma. Dann sprang er.

Bevor ich die Beretta ziehen und schießen konnte, erwischte er mich mit beiden Füßen an der Brust.

Gleichzeitig krachte ein Schuß.

Die geweihte Silberkugel meines Freundes hieb in den Körper. Der Vampir schrie schrecklich auf, taumelte von mir weg, schwankte über die Schienen in Richtung Oxford Circus, kam aber nur wenige Yards weit, da verließ ihn die Kraft.

Als er nach vorn fiel, da sah ich den Flammenschein, der seinen Kopf umhüllte.

Ein knallrotes, hier und da aber auch grünes Feuer hüllte den Schädel ein, und etwas sprühte aus dem D hervor.

Das D vernichtete ihn! Einmal hatte es ihm das untote Dasein garantiert, jetzt war es vorbei.

Er lag plötzlich auf den Bohlen, preßte seine Hände dorthin, wo sich der Kopf hätte befinden müssen.

Da aber wuchs nur mehr eine verkohlte Masse, die knirschend zusammenbrach, als sie Druck bekam.

Ich rappelte mich hoch. Meine Brust schmerzte so sehr, als wären einige Knochen gesplittert oder gebrochen worden. Suko half mir auf die Beine, er konnte mir nachfühlen, was ich durch den verdamnten Tritt des Vampirs erlitten hatte.

»Schon gut, Suko, danke«, keuchte ich. »Aber ich glaube, ich kann allein gehen.«

Dazu mußte ich erst meinen Rücken durchbeugen. Als ich dabei tief einatmete, hatte ich das Gefühl, meine Brust würde explodieren. Wir hatten von dem Vampir erfahren, ihn gesehen und auch erledigt. Aber wir wußten nicht, um wen es sich dabei handelte und wie er als Mensch geheißen hatte. Von seinem Gesicht war so gut wie nichts mehr da. Die Flammen hatten es zerstört.

Es lag noch nicht lange zurück, da hatten wir ebenfalls gegen Vampire gekämpft, die verbrannten, wenn sie von einer magischen Waffe erwischt worden waren. Wir hatten schließlich erfahren, daß es sich um eine neue Art von Blutsaugern handeln sollte.

Wie auch hier?

Während ich mir die Brust und den Rücken massierte, durchsuchte Suko die Kleidung des ehemaligen Blutsaugers. Einen Hinweis auf eine Identität fand er nicht.

»Sorry, John, das ist alles für die Katz!«

»Das sehe ich.«

Er schaute mich an und sah mein verzerrtes Gesicht. »Wie geht es deinem Rücken?«

»Beschissen.«

»Willst du zu einem Arzt?«

Ich winkte ab. »Um Himmels willen, auf keinen Fall. Unkraut vergeht nicht, das schaffe ich schon selbst.«

»Wie du willst.«

Gemeinsam schafften wir den Blutsauger von den Schienen weg und legten ihn am Rand nieder.

»Einen haben wir aufgetan«, sagte Suko. »Ein schwaches Ergebnis. Ich frage mich, wie viele dieser Bastarde London noch unsicher machen? Welchen Einfluß hat die Aktion D bereits in dieser Stadt bekommen?«

»Ich weiß es nicht.«

»Hätte es Sinn, die U-Bahn-Anlagen durchsuchen zu lassen?«

Ich starrte Suko an. »Daran glaubst du doch selbst nicht. Wir können nicht den Verkehr lahmlegen.«

Suko grinste schief. »Auch nicht, wenn es sich dabei um Blutsauger handelt?«

»Nein, denn es wird uns kaum jemand glauben.«

»Leider.«

Wir gingen zurück. Die Polizisten hatten auf uns in der fast menschenleeren Station gewartet. Gespannt schauten sie uns an und warteten auf eine Erklärung, die sie nicht bekamen. Deshalb waren sie auch enttäuscht, als ich nach einem Telefon fragte.

»Kommen Sie mit.«

Den Apparat fand ich im Wärterhäuschen eines Aufsichtsbeamten. Ich rief Sir James an, der sich sofort meldete.

»Haben Sie Erfolg gehabt, John?«

»Ja.«

»Wie viele Vampire...«

»Entschuldigung, Sir. Es war nur einer.« Ich hörte ihn atmen. »Da kann man wohl nichts machen. Soll ich die Sperre aufrechterhalten?«

»Davon rate ich ab. Wir müssen uns wegen der Presse sowieso etwas einfallen lassen. Die Wahrheit können die Leser nicht vertragen.«

»Das versteht sich.«

»Sir, schicken Sie bitte die Kollegen, damit die Reste des Blutsaugers abtransportiert werden können.«

»Mach' ich.«

Vor der Kabine wartete Suko. »Was hat Sir James gesagt?«

»Er bricht die Aktion ab, wenn die Kollegen die Überreste geholt haben.«

»Dafür bin ich auch. Was machen wir jetzt?«

Ich deutete auf einen Automaten. »Da gibt es Kaffee. Einen Schluck könnte ich brauchen.«

»Ich ebenfalls«, sagte mein Freund.

Bei gewissen Dingen hatte Frantisek Marek stets vorgesorgt. Das hing nicht allein mit der Existenz irgendwelcher Blutsauger zusammen, es ging auch um ganz profane Sachen, um Geld.

Um reisen zu können, brauchte er Geld. Mareks winziges Vermögen lag nicht auf der Bank, das war ihm nicht sicher genug, er hatte die Scheine in seiner Schmiede, die dem Haus angebaut war, gut versteckt. Und zwar als Devisen.

In DM, in Pfund und Schweizer Franken. Dafür bekam man in einem Land wie Rumänien fast alles. Marek allerdings ging es um

eine Flugkarte.

Nach einer strapaziösen Reise in Bukarest angekommen, brachte ihn ein Taxi zum Flughafen. Die Hauptstadt Rumäniens wurde von zahlreichen Fluggesellschaften angeflogen, denn noch lief der Tourismus, wenn auch nicht mehr so stark wie früher.

In der Halle ging er zum Schalter von British Airways. Er fiel etwas auf mit seinem schon abgeschabten Koffer, der dicken, grauen Jacke und dem dunkelgrauen Hemd darunter. Den blauen Schal hatte er zweimal um seinen Hals gedreht.

Er konnte ein Ticket kaufen, mußte aber die Nacht über warten, denn die Maschine startete erst in den Morgenstunden.

Marek wollte nicht in einem Hotel übernachten, das Geld konnte er sich sparen. In einem Warteraum machte er es sich bequem, streckte die Beine aus und war bald eingeschlafen. Den Koffer hatte er neben sich gelegt und auch im Schlaf den Griff umklammert.

Zwar beobachteten ihn die patrouillierenden Soldaten hin und wieder mit mißtrauischen Blicken, ließen ihn jedoch schlafen. Am frühen Morgen trank Marek nach einer Blitzwäsche in einem der Waschräume eine Tasse Kaffee, die ihm nicht schmeckte.

Es dauerte nicht mehr lange, bis die Maschine startete. Mareks Gepäck wurde durchleuchtet, nicht beanstandet, doch der Eichenpflock fiel auf.

»Er ist für Vampire«, sagte Marek.

Der Beamte lachte laut, schaute sich den Pflock noch einmal an und sah plötzlich den Schein in Mareks Handfläche. Der Pfähler durfte passieren. Eine Stunde später hob die Maschine ab. Marek, der vorn in der Nichtraucherzone saß, schlief wieder ein. Das Frühstück nahm er später zu sich, als der Flieger bereits den Kanal überquerte und sich im Anflug auf London befand.

Ein Lächeln huschte über das faltige Gesicht des Rumänen. Er fühlte sich wie neugeboren, schaute aus dem Fenster und sah die

vorbeihuschenden Wolkenschwaden.

Mit einem strahlenden Sonnenschein hätte er in London auch nicht gerechnet. Wann gab es das schon? Marek jedenfalls hatte ihn in dieser Stadt noch nicht erlebt.

Sinkflug. Marek schaute noch immer aus dem Fenster. Allmählich rissen die Wolkenbänke auf, über London war es relativ klar. Er konnte bereits die Stadt erkennen. Die Maschine flog eine große Schleife. Marek hatte sich längst angeschnallt, sah das lächelnde Gesicht der Stewardess und hörte auch deren Frage.

»Geht es Ihnen gut, Sir?«

»Jetzt ja.«

»Wir sind pünktlich.« Sie lächelte wieder und verschwand. Marek dachte darüber nach, daß John Sinclair nicht Bescheid wußte. Er hatte nur angerufen und beim Yard erfahren, daß Oberinspektor Sinclair in London war.

Marek wollte ihn überraschen. Er lächelte wieder, wenn er sich das überraschte Gesicht des Geisterjägers vorstellte.

Der Clipper setzte auf. Eine sichere Landung, ohne großes Schaukeln und Zittern.

Marek gehörte mit zu den letzten Passagieren, die die Maschine verließen.

Er schritt mit etwas müde wirkenden Schritten durch die große Halle. Der Airport war gewaltig, man konnte sich auf ihm verlaufen, doch Marek wußte Bescheid. Er fand den Ausgang und einen der Taxisstände. Dessen Fahrer bekam bei Mareks Anblick große Augen. Er rechnete wohl nicht damit, daß dieser Mann auch zahlen konnte. Marek zeigte ihm eine Pfundnote. »Ist die in Ordnung?« fragte er leise.

»Schon gut, sorry. Wohin?«

»Scotland Yard!«

Diesmal gab der Mann keine Antwort. Er wollte nicht noch weitere

Überraschungen erleben.

Der Pfähler hing auf der Fahrt seinen Gedanken nach und überlegte, ob es richtig gewesen war, wie er sich verhalten hatte. Wenn das alte Blut tatsächlich nach London geschafft worden war, konnte man lange nach ihm suchen. In einer derart gewaltigen Stadt gab es Hunderttausende von Verstecken. Auch sein Wagen blieb im Stau stecken. London war an diesem Tag wieder einmal dicht.

»Da kann man nichts machen«, sagte der Fahrer. »Wir müssen warten, bis es weitergeht. Haben Sie Zeit?«

»Kaum.«

»Es ist ja mein Geschäft, aber Sie sind fremd. Ich würde Ihnen vorschlagen, mit der ›tube‹ zu fahren.«

»Wirklich?«

»Ja. Es ist besser. Sie waren bestimmt lange nicht mehr hier in London.«

»Es ist einige Zeit her.«

»Das habe ich mir gedacht.«

»Was muß ich zahlen?« Marek hatte von John Sinclair die Sprache relativ gut gelernt.

Der Fahrer nannte die Summe, bekam noch ein Trinkgeld, dann stieg Marek aus.

Er persönlich war Petrila gewohnt, das Dorf, in dem der Hund begraben lag. Aus diesem Grunde mußte er sich an den Londoner Trubel und Verkehr zunächst einmal gewöhnen.

Auch wenn er nicht direkt in der City stand, so hatte er doch das Gefühl, sich auf einem Rummelplatz zu befinden, wenn er London mit Petrila verglich.

Die hohen, oft alten Häuser, die Autoschlangen, die Menschen, die Geschäfte - nein, das war nichts für ihn. Deshalb machte er kehrt und suchte den Eingang zu einem U-Bahnschacht.

Eine Strecke in die City war gesperrt worden. Wenn Marek sein

Ziel erreichen wollte, mußte er einen Umweg fahren. Ein freundlicher Beamter gab ihm die nötigen Auskünfte. Der Rumäne erwarb ein Ticket und wartete auf den Zug.

Inmitten der Menschen auf dem Bahnsteig kam er sich ebenfalls verloren vor. Einige Punker hatten sich die Haltestelle als Krawallplatz ausgesucht. Sie johlten und schrien um die Wette.

Marek kümmerte sich nicht um sie. Er stand etwas abseits, sah aus, als würde er vor sich hin dösen, doch er war hellwach. Aus flinken Augen beobachtete er die Umgebung, ohne jedoch etwas Unnormales feststellen zu können.

London war wie immer...

Der Zug zischte heran, wurde abgebremst und stand still. Die Türen öffneten sich. Marek stieg in den Wagen, in dem es muffig roch, und fand auch einen Sitzplatz am Fenster.

Sehr bald setzte sich die Schlange wieder in Bewegung. Der Pfähler lehnte sich auf seinem Sitz zurück. An seinem Körper spürte er den vertrauten Druck des Pflocks. Er ließ seine Blicke über die Mitfahrer gleiten. Ob die alle wußten, in welcher Gefahr sie schwebten. Ein Vampir allein konnte es schaffen, daß London zu einer Hölle aus Blutsaugern wurde. Sein Biß würde eine Kettenreaktion auslösen, die nur durch Gewalt unterbrochen werden konnte.

Marek hoffte, daß er noch schnell genug hatte handeln können, um die Gefahr zu bannen.

Vor Erreichen der nächsten Station wurde ihm gegenüber die Bank frei. Menschen stiegen aus und ein.

Zwei junge Männer erschienen. Sie trugen über den schwarzen Hemden ebenfalls schwarze Lederjacken. Lachend flegelten sie sich auf die freie Bank und schauten Marek an.

Der wollte nicht glauben, was er sah. Das war entweder der reine Zufall oder Schicksal.

»Was ist denn, Opa? Weshalb glotzt du uns so an?«

»Entschuldigen Sie«, erwiderte Marek höflich. »Aber mich interessieren Ihre Hemden.«

»Wie das?«

»Es ist der Aufdruck!«

Sie lachten beide. »Die Vampire, wie?«

»Ja, genau.« Marek nickte. Die beiden anderen wollten noch spöttische Bemerkungen loslassen, doch sie sahen das Gesicht des Mannes und schwiegen plötzlich. Der Ausdruck in den Augen trieb das Unbehagen in ihnen hoch. In den Pupillen glaubten sie, ein gelbes Licht tanzen zu sehen.

Marek schaute auf die Drucke.

Sie zeigten das bleiche Gesicht eines Vampirs, dessen dunkle Haare kurz geschnitten waren. Der Mund stand offen, die beiden Vampirzähne waren deutlich zu sehen, ebenso die vorgestreckten, zu Krallen gekrümmten Hände, deren Fingernägel einen schwarzen Lack aufwiesen. Hinter dem Kopf leuchtete ein bleicher Mond. Das alles hätte Marek noch hingenommen, ihn störte allein das Gesicht. Es waren Züge, die er kannte.

Dieses Gesicht hatte er schon einmal gesehen. Er wußte nur nicht mehr genau, wo das gewesen war.

Jedenfalls kannte er den Vampir...

War er überhaupt ein Vampir, oder hatte ihn Marek als normalen Menschen kennengelernt.

In seinem Hirn überschlugen sich die Gedanken. Der Name des Mannes lag ihm auf der Zunge, nur schaffte er es nicht, ihn auszusprechen. Marek spürte den Stoß an seinem Knie. »He, weißt du eigentlich, wer das ist?«

»Noch nicht. Ich überlege...«

»Das ist Dracula.« Lachend wurde ihm die Antwort gegeben. Der junge Mann ihm gegenüber zerrte am Stoff des Hemdes, so daß der

Vampirkopf zu einer breiten Fratze wurde.

Marek blieb sehr ernst. »Das ist nicht Dracula, der sieht anders aus. Glaubst mir.«

»Klar, wie Christopher Lee.«

»Das meine ich auch nicht.«

»Was denn?«

»Entschuldigen Sie bitte, darf ich Sie noch etwas fragen?«

»Wir haben unsere gute Phase, Opa. Los, spuck's schon aus! Was willst du wissen?«

»Wo haben Sie diese Hemden erworben?«

Die Jungen mit den ebenfalls schwarz glänzenden Haaren schauten sich an. »In einem Laden.«

»Wo, bitte?«

»In Mayfair, direkt am Hyde Park. Da verkaufen sie die T-Shirts und Hemden.«

»Danke sehr.«

»Willst du dir auch so ein Ding holen?«

»Ich spiele mit dem Gedanken. Dazu müßte ich nur den Namen des Geschäfts wissen.«

»Ganz einfach. Magic Shop. Er ist ziemlich neu, aber schon zu einem Szene-Laden geworden.«

»Wem gehört er?«

»Einer heißen Braut, einem Weib, das ist einfach irre. Die bedient dich selbst, wenn du Glück hast.« Marek nickte. »Das Geschäft ist leicht zu finden?«

»Kennst du dich aus in London?«

»Nein.«

»Dann nimm dir ein Taxi und laß dich hinfahren. Das Geschäft liegt zwischen dem Playboy Club und dem Dorchester Hotel, aber schon auf der Hyde Park-Seite, jenseits der Park Lane. Alles paletti?«

»Ja, ich danke Ihnen.«

Sie standen beide auf. »Vielleicht sehen wir uns mal, Opa. Dann trägst du auch so ein heißes Hemd.«

»Kann sein.«

»Und laß dich nicht von einem Vampir beißen, Opa.«

»Keine Sorge.«

Die beiden drehten sich um die Haltestangen herum in Richtung Ausgang. Zurückgelassen hatten sie einen sehr nachdenklichen Frantisek Marek. Normalerweise hätte er diesen Aufdruck nicht weiter beachtet. So etwas gab es nicht nur als Vampirschädel, auch als Werwolfkopf und Frankensteinfratze. Ihn hatte nur der Ausdruck des Gesichts gestört. Der war ihm einfach zu bekannt vorgekommen.

Bis Marble Arch konnte er fahren. Von dort würde er dann weitersehen. An der nächsten Station verließen die Jugendlichen den Wagen und klopfen beim Vorbeigehen noch von außen gegen die Scheibe, was Marek kaum wahrnahm, da er sich mit seinen eigenen Gedanken beschäftigte.

Marble Arch war auch Marek als Nichtengländer bekannt. Denn dort befand sich an der Nordstrecke des Hyde Parks ein ganz berühmter Platz. Speaker's Corner, die Ecke, wo jedermann seine Meinung frei und offen sagen konnte, vor Zuhörern.

Er konnte sich über die Regierung beschweren, über andere Länder, über seine Ehefrau, über die Steuern und vieles mehr. An der Ecke war immer etwas los, auch bei schlechten Tagen hatten gute Redner oder kleine Demagogen ihre Zuhörer.

Das Bild auf dem Hemd!

Marek wollte es einfach nicht aus dem Kopf. Er ärgerte sich darüber, daß ihm der Name des Mannes nicht eingefallen war, und er hätte fast den Haltepunkt verpaßt, so sehr war er in seinen Überlegungen versunken gewesen.

Aus der Tiefe der Erde kommend, sah er bereits den winterlich braun wirkenden Hyde Park. Er fand auch eine der roten

Telefonzellen und schlüpfte hinein.

Seine Lippen zeigten ein Lächeln, als er die Nummer des Geisterjägers wählte.

John Sinclair meldete sich nicht, dafür Glenda Perkins, dessen Sekretärin. Und die jubelte überrascht auf, als sie den Namen des Rumänen hörte.

»Das ist aber eine Überraschung, Mr. Marek. Sie klingen so nah. Von wo aus rufen Sie an?«

»Marble Arch, Kind!«

»W... wie bitte?«

»Ja, ich bin in London.«

Glenda holte tief Luft. »Das ist doch nicht möglich. Warum haben mir John und Suko davon nichts gesagt?«

»Das konnten sie nicht, denn sie wußten es selbst nicht. Ich habe mich bewußt von hier aus gemeldet.«

»Na, das finde ich aber...«

»Kann ich John mal sprechen.«

»Sorry, Mr. Marek, im Moment geht das nicht. Er und Suko sind nicht da.«

»Ein Einsatz.«

»Ja.«

»Wo denn?«

»Keine Sorge, hier in London.« Glenda räusperte sich und bewies, daß sie auch mitdenken konnte. »Moment mal, Mr. Marek. Sie hier in London? Sie als Vampirjäger?«

»So ist es.«

»Hat das vielleicht etwas mit der neuen Sache zu tun? Mit dieser Aktion D?«

»Womit?«

»Aktion Dracula. John und Suko, nein, wir alle sind in einer ziemlichen Aufregung, denn in London sollen sich mittlerweile

Vampire etabliert haben!«

In Mareks Kopf schrillten die Alarmglocken bis in den letzten Hirnwinkel.

»Jetzt mal ganz ruhig, Glenda. Es geht also um Vampire, wenn ich richtig verstanden habe.«

»Ja, nicht nur das. Angeblich auch um die Nachfolge des Vampirkönigs Dracula.«

»Ich glaube, da kommen wir auf einen Nenner, obwohl ich von dieser Aktion nichts gehört habe.«

»Sind Sie auch nach London gekommen, um Vampire zu jagen?«

»So ist es.«

»Können das andere sein?« fragte Glenda gehetzt.

»Ich habe keine Ahnung. Ich suche nur das alte Blut, das aus Rumänien gestohlen wurde und...«

Er hörte Glendas Aufschrei und stoppte mitten im Satz. »Das kann doch nicht wahr sein!« Sie holte tief Luft. »Aber darum geht es John und Suko auch. Die jagen schon seit Wochen hinter dem alten Blut her und eben der Aktion D. Dieses D steht für Dracula. Sie haben wieder einen neuen Dracula, einen Supervampir, wie ich hörte. Er hat sich mit einer ehemaligen Terroristin names Reva zusammengetan. Die beiden bilden ein mörderisches Tandem. Ihre Opfer tragen ein dunkelrotes D auf der Stirn. John und Suko sind los, weil in einem U-Bahnschacht eine Gestalt mit diesem Zeichen gesichtet worden ist.« Glenda redete wie ein Wasserfall. Marek konnte sie nur mühsam unterbrechen.

»Und weiter, Glenda. Wie viele Vampire sind es inzwischen?«

»Bisher haben sie nur den einen gesehen!«

»Mit einem D auf der Stirn.«

»Genau.«

»Der Vampir kam den beiden nicht zufällig bekannt vor? Es war niemand, den sie von früher her kannten?«

»Nein, wieso?«

»Nur eine Frage, Glenda. Bitte, schreiben Sie John und Suko die Adresse auf, wo ich eventuell zu finden bin. Ich habe jetzt keine Zeit mehr, ins Büro zu kommen.«

»Mach' ich gern. Noch etwas, Mr. Marek.« Glenda räusperte sich. »Ich weiß nicht, ob Sie es schon wissen. Die Frau heißt Reva. Der Nachfolger Draculas aber ist ein Freund von uns. Es tut mir leid, aber es ist ein guter Freund... Will Mallmann...«

Frantisek Marek kam sich vor wie angeschlagen. Plötzlich drehte sich einiges vor seinen Augen. Mit einemmal wußte er, wer der Vampir auf dem Hemd war.

Will Mallmann!

Der ehemalige Kommissar und jetzige Erbe des Blutgrafen Dracula...

Frantisek Marek hatte den Magic Shop gefunden, sich aber noch nicht getraut, den Laden zu betreten. Der Pfähler hielt sich dem Eingang gegenüber auf und wartete ab. Er besaß förmlich einen sechsten Sinn, wenn es darum ging, Vampire aufzustöbern. Er konnte zwar nicht von sich behaupten, daß er sie roch, doch wenn sie in seine Nähe kamen, merkte er ein innerliches Zittern.

Verdächtiges war nicht zu entdecken. Das sollte nichts heißen, denn die Dämmerung ließ auf sich warten, die Dunkelheit ebenfalls. Vampire waren nun mal Geschöpfe der Finsternis.

Daß der Laden neu war, wunderte den Pfähler nicht. Der Blutraub lag zudem nicht lange zurück. Marek war nur um Tage zu spät gekommen. Wäre er früher gewesen, hätte er etwas daran ändern können, so aber mußte er jetzt alles aufholen.

Sein Platz war günstig. Er hatte sich neben einer Plakatwand aufgebaut, die ihm einen relativ guten Schutz bot. Als Passant schaute man auf die Reklame, besonders dann, wenn sie eine junge,

halbbekleidete Frau zeigte. Wen interessierte da schon ein älterer Mann, der zudem noch aussah, als gehörte er nicht gerade zu den oberen Zehntausend. Hinter dem Laden befand sich der Park. Das Geschäft selbst stand an der linken Seite frei. Auf dem Grundstück hatte jemand einen Bauwagen abgestellt, aber noch kein Schild aufgebaut, auf dem seine Baupläne öffentlich verkündet wurden.

Marek übte sich in Geduld. Ein Vorteil des Alters, wie er hin und wieder sagte. Nur mit Geduld und Ausdauer gelangte man an sein Ziel. Alles andere war zweitrangig.

Magic Shop hieß der Laden, und er war auch so aufgemacht. Das Schaufenster zeigte einen schwarzen Anstrich. Von innen und gleichzeitig an zwei Seiten liefen kleine Leuchtpunkte hoch, die sich in der Mitte des Fensters zu einem Halbbogen trafen. Wenn dies geschah, blinkte gleichzeitig innerhalb des Bogens eine rote Schrift mit dem Namen Magic Shop auf. Ein netter optischer Gag, wie selbst Marek zugestehen mußte.

Die Eingangstür war nicht verschlossen. Marek konnte trotzdem nicht in das Geschäft hineinschauen, weil ein dunkler Vorhang ihm die Sicht nach innen nahm.

Er beobachtete das Publikum.

Es waren in der Regel jüngere Leute, die sich von dem Laden angezogen fühlten. Für seinen Geschmack gekleidet wie außerirdische Wesen. Oft dunkel und als Kontrastfarben dazu manchmal ein grelles Gelb, Rot oder schrilles Violett.

Da blieben die Haare ebensowenig ausgeschlossen, wie die angemalten Gesichter.

In anderen Ländern oder Städten lief man so zu Karneval oder Fasching herum. Hier war es wohl Mode bei einer gewissen Schicht. An einem Kiosk hatte sich Marek mit Zigarren eingedeckt. Hin und wieder qualmte er gern eines dieser Torpedos. Die Rauchwolken ließ er aus seinen Mundwinkeln quellen, schaute zu, wie sie

zerflatterten, und er wartete darauf, daß etwas passierte.

Es geschah nichts Außergewöhnliches. Die meisten Kunden, die den Laden betraten, kehrten mit gefüllten Einkaufstüten wieder zurück und schwangen sie wie eine sichere Beute.

Der Pfähler wartete, bis die Glut so weit heruntergebrannt war, daß sie fast seine Finger erreichte. Er warf den Rest zu Boden und zertrat die Glut mit der Hacke.

Als hätte er sich einen innerlichen Ruck gegeben, so setzte er sich in Bewegung und überquerte die Straße. Die Hände hatte er in den Jackentaschen vergraben; seine grauen Haare schwangen im Wind, der aus Richtung Hyde Park wehte.

Vor dem Schaufenster stoppte Marek. Auch jetzt gelang es ihm nicht, durch die Scheibe zu schauen. Sie war einfach dicht. Nur die Beleuchtung flimmerte vor seinen Augen.

Rechts von ihm lag die Tür. Am Gehsteig hielt ein kleiner Wagen mit quietschenden Reifen. Drei junge Mädchen stürmten aus ihm. Sie waren gekleidet, als gehörten sie zu einer Sekte. Lange, sackartige Kleider, Modeschmuck um den Hals und Gesichter, die in Augenhöhe grellweiß geschminkt waren und ihnen etwas Katzenhaftes verliehen. Kichernd stürmten sie an Marek vorbei in den Laden. Auch er ging. In der Mitte zeigte der Vorhang einen Spalt. Marek schob die beiden Hälften zur Seite, um sich den nötigen Platz zu verschaffen. Dann betrat er den Laden — und zuckte zurück. Blitze trafen ihn, schleuderten zackig durch den Laden und ihm entgegen. Marek zwinkerte mit den Augen, riß eine Hand vor sein Gesicht, doch es war kein Angriff, nur ein elektronischer Gag, der aus einer Glaskugel in der Mitte des Geschäfts sprühte und die Kunden im ersten Augenblick verwirren sollte.

Marek brauchte nur einen Schritt zur Seite zu gehen, um den Lichtblitzen zu entweichen.

Linkerhand waren die Regale aufgebaut. Natürlich in Schwarz. Die

Oberfläche glänzte lackiert. In den einzelnen Fächern standen zahlreiche Gegenstände, die man als nützlich/unnützlich bezeichnen konnte. Das fing an beim leuchtenden Totenkopf, ging weiter über die Masken diverser Monster aus der Horrorfilm-Geschichte. Es gab Schlangen, Spinnen, Eidechsen, künstliche Krakenhände, mal in gelblichen Gebeinen, dann wieder wie schwarz verbrannt wirkend. Und er hörte Musik...

Orgelspiel - dumpf, schaurig und leicht dröhnend schwang durch den Verkaufsraum. Die Lautsprecher waren so aufgestellt worden, daß keiner der Kunden dem Spiel entweichen konnte.

Marek nahm das Spiel hin, ohne genau zuzuhören. Damit die Kunden, deren Füße sich auf einem schwarzen, samtartigen Teppichboden bewegten, aber nicht einschliefen, war das Orgelkonzert hin und wieder durch schrille Schreie oder ein gräßliches Lachen unterbrochen worden. Ein blöder Gag, wie Marek fand.

Der Pfähler suchte nach einer Verkäuferin. Besser wäre noch der Besitzer oder die Besitzerin des Ladens gewesen, nur entdeckte er weder die eine noch die andere.

Da er sich auch nicht vorstellen konnte, daß Selbstbedienung herrschte, mußte sich das Personal irgendwo aufhalten. Das wollte Marek finden. Er durchwanderte den Laden. Die Regale mit den magischen Scherzartikeln hatte er hinter sich gelassen, ging an einer schwarzen Säule vorbei, die gleichzeitig ein Spiegel war, in dem zahlreiche kleine Lampen leuchteten und den Eindruck beim Betrachter schufen, daß dieser in einen Gang hineinschaute.

Ihm öffnete sich ein neues Reich. Hier wurde Mode verkauft. Kleine Strahler hingen an Deckenschienen und leuchteten in verschiedene Richtungen. Sie trafen vor allen Dingen die ausgestellten Pullover, Hemden und T-Shirts. Alle mit einem Aufdruck versehen, der beim Betrachter eine Gänsehaut erzeugen

sollte.

Hinter einer knapp zwei Yard breiten Verkaufstheke stand ein Verkäufer. Auch er war in Schwarz gekleidet. Der Hemdkragen stand dabei hoch. An seiner Vorderseite baumelte eine grellweiße Schleife, wie sie oft von Westernhelden getragen wurden. Eigentlich nichts Besonderes, und sie paßte auch nicht in den Rahmen.

Der Verkäufer war kein Vampir, auch wenn er fast so aussah. Ein hohlwangiger, ziemlich großer Typ mit dunklen Augen, einer spitzen Nase, die sogar einen dunklen Schminkschatten zeigte. Das Haar - oder war es eine glatte Perücke? - klebte auf dem eiförmigen Schädel. Der Knabe selbst schaute so gelangweilt wie ein gesättigter Tiger der vorbeihuschenden Beutenach.

Erst als Marek vor seiner Theke stehenblieb, kam Bewegung in ihn. Dabei hob er auch nur die Augenbrauen.

»Guten Tag!«

»Ja? Kann ich was für Sie tun?« Die Frage hörte sich an, als wollte er sagen: Hast du dich verlaufen?

»Ja«, erwiderte Marek und wartete, bis ihn die drei Kichererbsen passiert hatten. Sie wühlten vorn im Laden weiter. »Ich hätte gern etwas bei Ihnen gekauft.«

»Bitte!« lautete die nasal klingende Antwort. »Schauen Sie sich um.« Mit einer lässigen Bewegung deutete der Knabe über den Tresen hinweg in den Laden hinein.

»Ich habe mich schon umgesehen und vermisse ein bestimmtes Hemd.«

»Ach ja? Hemd oder T-Shirt?«

»Es geht mir um den Aufdruck.«

Der Verkäufer fuhr mit der Spitze seines Zeigefingers über den Nasenrücken. Der blasse Nagel sah dabei aus wie ein Messer. »Was ist es denn für einer?«

»Dracula!«

Die Hand fiel nach unten und landete klatschend auf der Verkaufstheke.

»Ach so.«

Ach war wohl sein Lieblingswort. »Haben Sie das?«

»Nun ja.« Er sprach wieder nasal. »Ich werde mal schauen, ob ich es in Ihrer Größe habe.«

»Das wäre nett.«

Mit Schwung in den Hüften drehte sich der junge Mann um und wühlte in den Regalen.

Viel konnte er nicht sehen, es war einfach zu dunkel. Er wußte wenigstens, wo die Klamotten lagen. »Hier, hier habe ich es.« Er hatte ein T-Shirt mit dem entsprechenden Motiv gefunden, breitete es auf der Theke aus und kümmerte sich zunächst um die drei Kichertanten, die sich mit Totenköpfen und falschen Gebeinen eingedeckt hatten. Marek zupfte das T-Shirt zurecht. Fast faltenlos lag er schließlich vor ihm. Der Aufdruck war gut zu erkennen. Wieder einmal stellte der Pfähler fest, daß er sich nicht getäuscht hatte. Das Bild glich Mallmanns Gesicht.

»Gefällt es Ihnen?«

»Es ist sehr nett.«

»Finden wir auch. Ist ein Renner.«

»Wer ist wir?« fragte Marek schnell.

»Die Chefin und ich.«

»Sie haben eine Chefin?«

Der Verkäufer trat einen Schritt zurück. »Na und?« Er zuckte mit den Schultern. »Finden Sie das schlimm? Ich nicht, denn ich bin für die Emanzipation.«

»Das habe ich nicht gesagt. Ich wunderte mich nur, daß eine Frau diesen Laden führt.«

»Manchmal haben auch Frauen gute Ideen. Das sieht man an meiner Mutter. Sonst wäre ich ja nicht da.«

Auf dich hätten sie auch verzichten können, dachte Marek. Er hütete sich, dies laut auszusprechen.

»Und überhaupt, was geht Sie das an, wen oder was ich als Chef habe? Gar nichts, finde ich.«

»Da haben Sie schon recht.« Marek schaute sich das T-Shirt sehr genau an.

Dem Knaben dauerte es wohl zu lange, er drängte auf eine schnelle Entscheidung.

»Gemach, Meister, gemacht.« Marek tippte gegen das Vampirgesicht.

»Ich werde das Gefühl nicht los, daß ich dieses Gesicht schon einmal gesehen habe. Nicht nur auf einem T-Shirt.«

Der Verkäufer kicherte und hielt dabei die hohle Hand vor dem Mund.

»Sie kennen Vampire?« Seine Stimme kickste.

»Ja.«

»Ach woher denn, bitte sehr?«

»Das bleibt mein Geheimnis.« Marek deutete auf das Motiv.

»Jedenfalls kommt mir dieser Herr bekannt vor.«

»Mir nicht.«

»Haben Sie das Motiv denn entworfen?«

»Bewahre, das war die Chefin.«

»Reva.«

»Dann kennen Sie Reva?«

»Ja, ich kenne viele. Ich möchte gern von ihr wissen, woher sie das Motiv hat. Ist sie da?«

»Ja.«

»Gut, ich werde zu ihr gehen.« Marek hatte hinter dem Verkaufstresen eine Tür entdeckt, die sich in ihrer dunklen Farbe kaum von der Wand abhob. Man mußte schon sehr genau hinsehen, um sie überhaupt erkennen zu können.

Zwei Schritte ließ ihn der Bubi kommen, dann stellte er sich dem Pfähler in den Weg. »Nein! Was Sie hier vorhaben, geht überhaupt nicht! Nein und abermals nein!«

»Warum geht das nicht?«

»Weil die Chefin nicht gestört werden will.«

»Das sagen Sie.«

»Na und?«

»Hör mal zu, du komischer Vogel. Ich kenne deine Chefin und will jetzt zu ihr!«

Der Verkäufer fühlte sich als Held. Wahrscheinlich deshalb, weil Marek kleiner war als er. Sekunden später jaulte er auf wie eine Sirene. Da hatte Frantisek seine Hacke auf die Zehen des Knaben gesetzt und ein wenig zu hart gedrückt.

Der Knabe heulte auf, taumelte zurück und bekam von Marek einen Stoß, damit er gegen das Regal kippen konnte. »Da bleib mal hängen bis zum Jüngsten Tag«, sagte der Rumäne.

Ohne sich um das Gezeter zu kümmern, ging er auf die kaum erkennbare Tür zu.

Der Knabe gab nicht auf. Er fühlte sich wohl als Held. Bevor Marek die Klinke drücken konnte, sprang ihm der Mann in den Nacken. Er kam so dicht, daß Marek dessen Parfüm roch.

»Nein, du...«

Der Rest ging unter in einem Gurgeln. Marek war es gewohnt, sich durchzusetzen. Den Stoß mit dem Ellbogen hatte er sicher und genau angesetzt.

Hinter und gleichzeitig neben ihm faltete sich der Verkäufer zusammen. Er blieb in der Hocke, schnappte nach Luft und vergaß alles, selbst seine Kasse.

»Idiot!« brummelte der Pfähler, bevor er die Tür richtig aufdrückte. Er war trotz allem vorsichtig, weil er damit rechnete, auf verdammt unangenehme Weise empfangen zu werden. Nichts geschah...

Trotzdem war es für Marek unangenehm. Wie schon erwähnt, gehörte er zu den Menschen, die Vampire zwar nicht gerade rochen, die aber merkten, wenn etwas anders war.

In dem vor ihm liegenden Raum war einiges anders. Das Gefühl einer kalten Drohung strich über Mareks Nacken. Unwillkürlich legte er seine rechte Faust um den Stab.

Eigentlich hätte man ein Lager erwarten können, doch dieses Zimmer wirkte so wie eine Höhle oder ein Verlies, in dem sich heimlich Teufelsanbeter trafen.

Natürlich herrschte die Farbe Schwarz vor. Es waren aber keine Wände zu sehen, eine Decke ebenfalls nicht, dafür bewegte sich dort etwas, wo eigentlich die Wände hätten sein müssen.

Marek schaute nach oben.

Dort befand sich die Lichtquelle. Licht gab sie nur in einem begrenzten Maße ab, denn der graue Schein, der sich pyramidenartig breit dem Boden entgegensenkte, konnte mehr als Schatten bezeichnet werden, der sich der Schwärze der Wände und auch der der Decke irgendwie anpaßte.

Wände?

Als Marek zwei Schritte zur Seite ging, stieß er zwar gegen einen Widerstand, nur war der nicht hart, sondern weich und gab nach. Es war schwarzer Samtstoff.

»Hier also auch«, murmelte der Pfähler. Vergeblich hielt er nach Reva Ausschau. Nach wie vor ging er davon aus, daß sich die Frau in diesem Teil des Hauses aufhalten mußte.

Noch einmal drückte er gegen den Vorhang. Er hatte es sich schon gedacht, wollte nur auf Nummer Sicher gehen. Hinter dem Stoff fühlte er keinen Widerstand. Also keine Wand!

Marek suchte nach einem Spalt oder einer Lücke, die den Vorhang teilte. So etwas wie Jagdfieber hielt ihn gepackt. Sein Gesicht hatte einen steinernen Ausdruck angenommen. Die Augen blickten kalt wie

Eiskristalle.

Wer ihn so sah, hätte erkennen können, weshalb er den Namen Pfähler bekommen hatte.

Ein flüchtiges Lächeln huschte über seine Lippen, als er den Spalt gefunden hatte.

Der Rest war Routine. Er zog den Vorhang behutsam zur Seite und hörte, wie sich die Rollen über ihm auf einer Schiene bewegten. Eine Lücke entstand.

Marek verbreiterte sie, damit er hindurchgehen konnte. Licht traf ihn. Allerdings war die fahle, graue Helligkeit, die er schon kannte, nicht auf ihn gerichtet, sie galt einem anderen Ziel, einem Bild. Marek sagte nichts. Die Stille wurde von keinem Laut unterbrochen. Selbst den Atem hielt der Pfähler an.

Das Bild kannte er.

Wenn auch nicht auf einer Staffelei stehend, aber er hatte es als Aufdruck an den Hemden und T-Shirts gesehen.

Es zeigte Will Mallmann als Vampir!

Für die Dauer von einer halben Minute rührte sich Frantisek Marek nicht. Es war nicht der Schock, den er zu überwinden hatte, sondern einfach die Bestätigung dessen, daß er sich leider nicht geirrt, obwohl er es gehofft hatte. Dieser Raum mußte größer sein als der vordere. Jedenfalls war genügend Platz für die Lampe, damit sie schräg über ihm angebracht werden konnte und ihr Licht in einem spitzen Winkel gegen das Bild warf, wo es alle Details enthüllte.

Wer dieses Kunstwerk gemalt hatte, der konnte sich als Meister seines Fachs bezeichnen.

Marek jedenfalls war davon fasziniert. Da stimmte alles. Jede Falte, die Farbe, fast jeder Schweißtropfen und auch die zu einem zynischgrausamen Lächeln verzogene Mundpartie, aus deren oberer Hälfte die beiden Vampirzähne ragten.

Mallmann ein Blutsauger!

Frantisek Marek konnte es nicht fassen. Und er fragte sich, weshalb John Sinclair ihm nichts davon berichtet hatte. Oder war die Zeit zu knapp gewesen und er außerdem für den Geisterjäger unerreichbar?

Lebte das Bild etwa?

Ein absurder Gedanke, eigentlich nicht möglich, aber Marek kannte auch die Gesetze der Schwarzen Magie. Die stellten die physikalischen oftmals auf den Kopf.

Der Anblick dieses Gemäldes hatte ihn gefangengenommen. Die Umwelt hatte er vergessen. Erst jetzt kam er wieder zu sich und schaute sich vorsichtig um.

Er wollte wissen, ob er allein war und nicht jemand auf ihn lauerte. Vielleicht in der Schwärze hinter dem grauen, von der Decke her fallenden Lichtschleier.

Da war nichts. Die Falten der Vorhänge bewegten sich nicht. Sie standen still wie gemalt.

Marek wollte das Bild untersuchen. Er mußte es einfach. Es hatte ihn überkommen wie ein Zwang. Deshalb beugte er sich vor, streckte den Arm aus und brachte seine Finger bis in die unmittelbare Nähe der Vampirfratze.

Behutsam tastete er mit den Fingern über die bleich gemalten Wangen. Nein, sie waren nicht echt. Er spürte weder Wärme noch Kälte, nur die etwas rauh und unregelmäßig aufgetragene Farbe fuhr kratzend an seiner dünnen Fingerhaut entlang.

Er kreiste den halb geöffneten Mund ein. Die vorstehenden Vampirhauer zogen ihn in seinen Bann. Auch dort zuckten die Fingerspitzen hin, fühlten, aber sie standen nicht vor, wie es bei einem echten Vampir der Fall war.

Mallmann war und blieb ein Bild, daran gab es nichts zu rütteln. Stellte sich die Frage, aus welchem Grund man ihn portraitiert hatte. Dahinter mußte ein Motiv stecken. Von Glenda Perkins wußte er, daß Will Mallmann so etwas wie der Nachfolger Draculas werden

sollte. Nur als Bild oder in echt?

Er schaute gegen die Klauen. Sie machten ihm angst, diese widerlichen, gewaltig wirkenden Hände, die so aussahen, als würden sie jeden Augenblick aus der Leinwand hervorspringen, um seinen Hals zu umfassen. Unwillkürlich wechselte er den Griff und legte seine rechte Hand gegen den Pfahl. Es gab ihm ein beruhigendes Gefühl, wenn er den Griff berühren konnte. Da durchströmte ihn eine Kraft, die ihm die Sicherheit gab, sich auch gegen Vampire behaupten zu können.

Sollte er das Bild pfählen?

Eine wahnwitzige Idee, auch nicht uninteressant. Nur - hätte es Sinn gehabt, dies zu tun?

Daran wiederum wollte Marek nicht so recht glauben. Nein, er mußte das Bild so lassen.

Außerdem glaubte er daran, daß es nicht der einzige Gegenstand war, der sich in diesem Raum befand. Da mußte es seiner Ansicht nach noch etwas anderes geben.

Marek drehte sich um. Zurück wollte er nicht, nur nach vorn. Der Verkäufer war ihm auch nicht gefolgt. Von ihm hatte er erfahren, daß sich die Chefin des Magic Shop in der Nähe aufhielt. Die Nähe war relativ. Der Raum konnte Saalgröße haben, ohne daß Marek etwas davon merkte, weil die schwarzen Vorhänge die Größen einfach verzerrten.

Er schlich an dem Bild vorbei, ging nach rechts und wurde von keinem Vorhang behindert. Marek konnte tiefer in den Raum hineingehen. Der weiche Boden verschluckte die Schritte. Nicht einmal ein Schleifen war zu hören, wenn der Pfähler sich bewegte.

Etwas berührte ihn an der Schulter. Marek schrak zusammen. Er dachte an eine Hand, es war nur die Falte eines Vorhangs, die ihn gestreift hatte.

Der Pfähler faßte zu — und gab ein leises Zischen von sich, denn

hinter dem Vorhang befand sich wieder ein freier Platz. Wer immer diese dicken Tücher aufgehängt haben mochte, er hatte die Bahnen derart versetzt von oben nach unten schwingen lassen, daß ein regelrechtes Labyrinth entstanden war.

Bestimmt nicht ohne Grund. Da mußte etwas dahinterstecken. Zuerst sah Marek das Licht.

Es war wieder dieser blasse, graue und sehr dünne Schein, der irgendwo aus der dunklen Decke über ihm floß und sich abermals ein Ziel ausgesucht hatte.

Einen Sarg!

Selbst Marek, dieser alte Kämpfer, war von dem Anblick überrascht worden und hielt unwillkürlich den Atem an. Der Sarg bestand aus Holz. Er war tiefschwarz eingefärbt und zeigte dort, wo er vom Licht getroffen wurde, einen matten Glanz.

Und er war verschlossen.

Bevor Marek auf den Sarg zuschritt, lauschte er nach irgendwelchen Fremdgeräuschen. Nichts war zu hören.

Er schlich näher. Sechs Griffe besaß die prunkvolle Totenkiste. Drei an jeder Seite. Das Holz der beiden verschiedenen Teile war nicht glatt, sondern zeigte Kerben und Einschnitte, die wiederum voll mit dunkler Farbe ausgefüllt waren.

In Särgen dieser Art wurden oft Mächtige und Könige zur letzten Ruhestätte getragen.

Marek ging davon aus, daß es sich bei einem Vampir ebenfalls um einen König handelte. Einen König der Seelenlosen, einen Herrscher der Finsternis.

Erst das Bild, jetzt der Sarg, fehlte nur noch der Vampir. Lag er darin?

Selbst Marek bekam einen Schauer, als er daran dachte. Er war neben dem Sarg stehengeblieben und zog schnuppernd die Luft ein. Oft genug schon hatte er einen Vampir gerochen. Es gab tatsächlich

welche, die strömten einen alten, widerlichen Modergeruch aus, bei dem sich der Magen eines Menschen umdrehen konnte.

Marek roch nichts, auch als er sich bückte und dort nachforschte, wo Deckel und Unterteil zusammengepreßt waren.

Dicht vor seinen Augen sah er einen der Griffe. Wenn er den Deckel anheben wollte, mußte er es am Griff versuchen.

Marek wußte nicht, wo sich das obere und das untere Ende der Totenkiste befanden. Er ging auf gut Glück vor und stellte sich kurzerhand an das ihm an nächsten liegende.

Dann bückte er sich, umklammerte das Oberteil des Sarges am Holz und wunderte sich darüber, wie leicht er es abheben konnte. Er drückte den Deckel zur Seite, der das Übergewicht bekam und zu Boden fiel. Das polternde Geräusch schluckte der Teppichboden.

Mareks Blick fiel in den offenen Sarg. Zufällig hatte er sich genau das richtige Ende ausgesucht.

Von oben herab starrte er in ein bleiches Vampirgesicht mit eingefallenen Wangen. Es gehörte Will Mallmann!

Plötzlich fing sein Herz an zu rasen. Die Schläge hämmerten derart laut, daß sie Echos in seinem Kopf erzeugten. Marek mußte einige Male schlucken, um sich überhaupt beruhigen zu können. Er spürte auch die Feuchtigkeit in seinen Augen.

Er hatte den Kommissar nicht gut gekannt, aber gut genug, um ihn als einen Freund anzusehen. Sie hatten die gleichen Interessen verfolgt, gefährliche Schwarzblütler gejagt, und nun gehörte der Kommissar selbst zu ihnen.

Marek dachte in diesen Augenblicken auch an seine Frau, die ebenfalls ein Opfer der Blutsauger geworden war. Wenn sie wollten, bekamen sie jeden; es gab kein Entrinnen! Bestimmt würde auch er irgendwann einmal an der Reihe sein. Ein derartiges Ende und ein gleichzeitiger neuer Beginn als Schwarzblütler wünschte er sich

nicht. Wenn er starb, dann eines normalen Todes und ohne lange leiden zu müssen.

Der Pfähler wischte über seine Augen. Noch immer saß die Kehle zu. Er rülpste. Das dabei entstehende Geräusch erschreckte ihn. »Will«, sagte er leiser und in seiner Muttersprache. »Es tut mir leid, aber ich kann nicht anders.«

Frantisek Marek setzte sich in Bewegung. An der rechten oberen Kante schritt er um den Sarg herum und blieb ungefähr dort stehen, wo der Hals auslief und die Brust begann.

Genau dort befand sich auch das Herz!

Das graue, von oben her fließende Licht machte dem Vampir nichts aus. Vielleicht besaß es eine ähnliche Kraft wie das des Mondes, in dem die Blutsauger sich so wohl fühlten.

Marek schaute sich die Kleidung des Schwarzblütlers an. Schwarz wie die Nacht war sie und sah noch dunkler aus, weil sich in dem Sarg die gepolsterte Unterlage aus weißem Stoff befand, der ein wenig schillerte.

»Und es wird mir nicht einmal leid tun«, sagte der alte Frantisek Marek mit schluchzender Stimme, als er mit der rechten Hand den Pfahl aus dem Gürtel hervorzog.

Er wußte, daß er sich mit den letzten Worten selbst belogen hatte, aber was sollte er tun?

Zwischen dem Holz des Eichenpfahls und seiner Haut lag ein dünner Film aus Schweiß. Marek zwinkerte mit den Augen, denn auch die Schweißtropfen rannen bereits durch die Brauen in Richtung Wangen. Durch die Nase holte er Luft.

Bewegungslos lag der Vampir vor ihm. Die Arme zwischen seinem Körper und den Innenwänden der Totenkiste eingepreßt. Er atmete nicht, er bewegte sich nicht. Glatt wie eine Statue lag er da und wartete auf sein Ende.

Marek hob den rechten Arm an. Hart umklammerten seine Finger

den Pfahl. Die Knöchel schauten so scharf hervor, als wollten sie im nächsten Augenblick die Haut zerreißen.

So ähnlich wie ihm mußte es auch John Sinclair ergangen sein, als er Mareks Frau hatte erlösen müssen.

Noch zögerte der Rumäne. Er brachte es nicht fertig, den angespitzten Pfahl mit voller Wucht nach unten zu stoßen und ihn dem Vampir in die Brust zu rammen.

Nein, das konnte er einfach nicht.

So senkte er seinen rechten Arm langsam dem Blutsauger entgegen, und der Pflock machte den Weg mit.

An der linken Brustseite, genau dort, wo bei einem Menschen das Herz schlägt, setzte Marek die Spitze an. Am liebsten hätte er einen Hammer genommen und auf den Pfahl geschlagen; er fürchtete sich beinahe davor, reine Körperkraft anzuwenden.

Die Spitze berührte den schwarzen Stoff der Weste. Sie drückte ihn so tief ein, daß eine kleine Mulde entstand.

In diesem Augenblick öffnete der Vampir die Augen!

Marek erschrak so sehr, daß er den rechten Arm wieder zurücknahm und nicht zustieß.

Will Mallmann starrte ihn an.

Aber wie!

Seine Augen hatten nichts Menschliches mehr an sich. Sie waren zu blutigen Rädern geworden, die still und starr in den Höhlen lagen, und sie sahen so aus, wie Marek sie auch auf dem Bild erlebt hatte. Mallmann tat nichts. Unbeweglich blieb er liegen, hielt nur die Blutaugen offen und starrte den schräg über ihn gebeugten Marek mit seinem grausamen Blick an.

Er mußte auch den Pflock sehen und die Spitze erkennen, die noch immer über ihm wie eine furchtbare Drohung stand.

Auch dann bewegte er sich nicht. Aber aus seinem halb geöffneten

Mund drang ein leises Fauchen, vergleichbar mit der Warnung einer Katze, die damit anzeigen wollte, daß sie angreifen würde. Das Fauchen blieb, und gleichzeitig erschienen kleine Blutbläschen zwischen den Zähnen.

Marek konnte es kaum fassen. Obwohl nur Sekunden vergangen waren, hatte er das Gefühl, dieser Blutsauger würde ihn schon seit Stunden anstarren, um ihm mit seinem Blick das Herz aus der Brust zu brennen.

»Ich tu es doch!« schrie Marek, um sich selbst Mut zu machen. »Ja, ich tu es!«

»Das wirst du nicht!«

Mareks Körper durchlief ein Zittern. Dann blieb er wie angewachsen in seiner krummen Haltung stehen, als wollte er dem Echo der weiblichen Stimme nachlauschen.

Die Stimme war von der linken Seite aufgeklungen und gleichzeitig hinter ihm. Er drehte den Kopf. Viel sah er nicht.

Was er allerdings zu sehen bekam, das reichte aus. Die Person mußte hinter einem Vorhang gelauert haben und hatte ihn spaltbreit aufgezo- gen, um Platz für den Arm und die Waffe zu haben, die sie Marek entgegenstreckte.

Sie hielt einen Revolver fest. Nur bestanden ihre Hand und ihr Arm aus blanken Knochen ohne einen Fetzen Haut...

Endlich wieder im Yard!

Lange genug hatte es gedauert. Die Nachforschungen, die Erklärungen, die Untersuchungen. Nichts davon hatte uns gefallen. Suko und ich dachten immer nur daran, daß wir diese Gestalt mit dem D auf der Stirn geschafft hatten.

Frage sich nur, wie viele von ihnen noch in London umherirrten, um die Vampirpest zu verbreiten?

Das Vorzimmer war verwaist. An der Tür zu unserem Büro stoppte

ich und schaute auf die Uhr. »Ist denn schon Feierabend?«

Sukos Antwort klang vorwurfsvoll. »Seit wann kontrollierst du Glenda Perkins?«

Ich winkte ab. »Unsinn. Es war nur eine Frage.« Der Zettel auf der Mitte unseres Doppelschreibtisches fiel mir zuerst auf. Glenda hatte eine Nachricht hinterlassen. Ich sollte eine bestimmte Telefonnummer im Hause anrufen, unter der sie zu erreichen war.

Als abgehoben wurde, hörte ich eine Frau lachen und dann Stimmenwirrwarr. Die Frauenstimme klang nicht mehr ganz nüchtern, aber ich bekam Glenda an den Apparat.

»Was ist denn da los?« fragte ich.

»Eine kleine Feier. Geburtstag.«

»Aha. Weshalb sollte ich dich anrufen?«

»Ich komme hoch.«

»Was wollte sie denn?« fragte Suko.

»Keine Ahnung. Sie will hochkommen.«

»Scheint ja ziemlich dringend zu sein.«

»Möglich.«

Kaffee gab es keinen. Ich zündete mir eine Zigarette an und legte die Beine hoch.

Glenda war sehr schnell da. »Hi«, sagte sie. Ihr Gesicht war erhitzt.

»Was hast du denn alles geschluckt?« fragte ich.

»Nur zwei Gläser Sekt.«

»Und was brennt dir auf den Nägeln?«

»Frantisek Marek ist in London!«

Beinahe hätte ich mich am Rauch der Zigarette verschluckt, so sehr hatte mich die Nachricht getroffen. »Was sagst du da?« Ich hustete mehr, als daß ich sprach.

»Ja, Marek ist hier.«

»Warum nicht bei uns? Was will er?«

»Das kann ich dir nicht genau sagen. Aber es geht um einen Vampir und...«

Sie legte eine Kunstpause ein, »um altes Blut!«

Jetzt wurde auch Suko wach. Wir starrten Glenda an, als würde sie vor uns ein Geheimnis verbergen.

»Da staunt ihr, wie?«

»Sogar noch mehr«, gab ich zu. »Hast du denn mit ihm gesprochen?«

»Zwangsläufig, denn ihr ward nicht im Hause. So erzählte er mir die Geschichte.«

»Los, mach schon!« Ich drängte und hörte, ebenso wie Suko, gespannt zu, was Glenda zu berichten hatte.

Mit dem alten Blut hatten wir so unsere Erfahrungen gesammelt, aber nie herausgefunden, woher es stammte. Dank Glenda und Marek wußten wir es. Aus Rumänien.

»Hast du ihm auch etwas gesagt?«

»Die Sache mit Will Mallmann.«

»Weshalb?«

»Hängt nicht alles zusammen, John? Ist es nicht ein gewaltiger Vampirkreislauf, in dem ihr euch bewegt?«

»Das stimmt schon.«

»Na bitte.«

Ich drückte die Zigarette aus. »Wann wird Marek wieder anrufen? Hat er das gesagt?«

»Nein, er hat aber eine Adresse hinterlassen, wo ihr ihn finden könnt.«

»In welchem Hotel hat er sich denn verkrochen, der gute Frantisek?« erkundigte sich Suko.

»Nicht in einem Hotel. Wenn ihr ihn finden wollt, müßt ihr in ein Geschäft gehen, in dem er sich umschauchen wollte. Der Laden heißt Magic Shop und befindet sich am Hyde Park.«

»Was will er denn dort?«

»Weiß ich nicht, John. Er hat mir nichts gesagt. Ich nehme aber an, daß er Vampire jagen will.«

»Damit ist zu rechnen.« Ich gab Suko einen Wink mit dem Kopf.
»Worauf warten wir eigentlich noch? Sehen wir uns diesen Magic Shop mal aus der Nähe an.«

»Weißt du die Adresse denn?«

»Klar. Ich las neulich in einer Reklame davon. Dort war alles aufgeführt.«

»Na ja, wenn du meinst...«

Sollte er das Risiko eingehen oder nicht?

Marek überlegte. Er war innerlich kalt wie ein Eisblock geworden und hätte auch jetzt noch zustoßen können, doch er traute sich nicht. Eine Kugel aus dem Revolver war immer schneller als sein nach unten rasender Pflock.

Von der Sprecherin sah er nur noch den blanken Knochenarm und die Waffe. Den anderen Teil der Körpers verdeckte der pechschwarze Vorhangstoff.

»Nun? Ich warte nicht mehr lange.«

»Was soll ich tun?«

»Zur Seite gehen und nach hinten weg. Mir reichen zwei kleine Schritte, dann kannst du stehenbleiben.«

Noch einmal zuckte Marek der Gedanke durch den Kopf, Mallmann kurzerhand zu pfählen. Erließ es bleiben, denn er hing einfach zu stark an seinem Leben, trotz des relativ hohen Alters.

Nach zwei Schritten blieb er stehen und hörte das leise Lachen der Frau.

»Ja, das ist gut. Ich freue mich, daß du einsichtig bist. Jetzt brauchst du nur noch den Pfahl fallen zu lassen.«

Damit hatte Marek gerechnet. Sein Gesicht bekam einen bitteren

Ausdruck, als er die Faust öffnete und zuschaute, wie der Pflock in die Tiefe fiel, mit der Spitze gegen den dunklen Teppich tickte, um dann nach rechts wegzukippen.

»Zufrieden?« fragte er.

»Halb.«

»Was ist denn noch?«

»Ich will wissen, ob du noch andere Waffen bei dir trägst?«

»Nein, keine.«

»Gut, ich vertraue dir.« Pin leises Lachen folgte den Worten. Dann erreichte ihn die nächste Frage. »Wer bist du, und weshalb kommst du ausgerechnet in meinen Laden?«

»Ich heiße Marek.«

»Damit kann ich nichts anfangen.«

Eine hohl klingende und dennoch flüsternde Stimme drang aus dem Sarg und präzierte die Angabe. »Man nennt ihn auch Marek, den Pfähler. Er ist ein gnadenloser Vampirjäger.«

»Ach nein!« klang die Stimme auf. »Das ist ja interessant. Hätte ich nicht gedacht. Jetzt kommen uns unsere Feinde schon aus dem Mutterland nachgereist. So prominent sind wir geworden.«

Die Antwort hatte leicht spöttisch geklungen, was wiederum dem Untoten nicht gefiel. »Du solltest ihn nicht auf die leichte Schulter nehmen, Reva. Er ist gefährlich.«

»Und er steckt voller Blut.«

»Das auch.«

»Wir werden ihn leersaugen.«

Aus dem offenen Sarg erklang ein leises Lachen. »Du glaubst gar nicht, wie ich mich darauf freue. Nur frage ihn vorher, wie er deine und meine Spur aufnehmen konnte. Was ist falsch gemacht worden?«

»Hast du gehört, Marek?«

»Sicher.«

»Dann gib Antwort.«

»Wer immer das alte Blut gestohlen hat, er machte einen Fehler. Er hat nicht bedacht, daß es Wissende gibt, die mehr sehen als zwei Augen, obwohl diese Wissenden auch nur zwei Augen besitzen. Muß ich noch etwas hinzufügen?«

»Das Blut wurde bewacht, wie ich weiß.«

»Der Vampir lebt nicht mehr.«

»Hast du ihn...?«

»Ja!« Bei dieser Antwort klang Stolz in Mareks Stimme mit. Sofort reagierte Mallmann. »Ich habe dir gesagt, Reva, daß man ihn den Pfähler nennt. Er kennt kein Pardon, das mußt du mir glauben.«

Sie lachte leise. »Wie werden uns nachfolgende Generationen dankbar sein, wenn wir ihn ausgelöscht haben.«

»Er ist auch ein Freund von Sinclair!«

»Um so besser, Will. So können wir uns beide gleichzeitig vornehmen. Ich überlege nur noch, wie ich es anstellen soll. Ob wir ihm, dem Pfähler, vom alten Blut zu trinken geben? Dann kann er herausfinden, wie es ist, durch das Blut der Opfer Draculas ein Vampir zu werden. Das D auf seiner Stirn würde ihm auch stehen, finde ich.«

»Das könnte man in Betracht ziehen!« stimmte auch Mallmann zu.

»Also, Marek, du hast die Wahl. Wie willst du in unseren Reigen eintreten?«

»Überhaupt nicht!« knirschte Marek.

Mallmann lachte aus seinem Sarg hervor. »Ich habe dir gesagt, Reva, er gibt nicht auf.« Der Vampir erhob sich. Marek konnte erkennen, wie sich Mallmann aus der prunkvollen Totenkiste schob und über den Rand hinwegkletterte.

Davor blieb er stehen.

Er trug nicht nur einen dunklen altertümlich geschnittenen Anzug, sondern auch einen schwarzen Umhang, wie ihn einst Christopher Lee in seinen Filmen getragen und damit die Figur des Dracula

populär gemacht hatte. Mallmann zeigte sich als der klassische Vampir, vor dem man trotz seiner eleganten Erscheinung einfach Furcht haben mußte. Auch jetzt schloß er den Mund nicht. Er hielt die Lippen so weit offen, daß die gefährlichen Hauer deutlich zu sehen waren. Da ihn die Weite des Umhangs störte, schleuderte er den Stoff mit einer Bewegung seiner Schultern zurück.

Dann kam er näher.

Leider tat er Marek nicht den Gefallen, durch die Schußlinie zu schreiten. Er blieb nur für einen Moment vor dem Eichenpflock stehen, ehe er ihn mit der Fußspitze wegtrat und der Pfahl unter dem Saum irgendeines Vorhangs verschwand.

Aus seinen roten, bösen, gnadenlosen Augen starrte er dem Pfähler ins Gesicht, bevor er ihn ansprach, wobei seine Worte stets von einem Fauchen begleitet wurden.

»Das hättest du dir sicherlich nie träumen lassen, daß wir uns einmal auf diese Art und Weise gegenüberstehen werden.«

»Stimmt.«

Die Hände des Untoten näherten sich Mareks Hals. Nun hatte der Blutsauger ungefähr die gleiche Haltung eingenommen wie auf dem Bild. Marek erkannte sogar die schwarz geschminkten Fingernägel. Nicht in das dünne Fleisch am Hals griffen die Hände, er legte sie auf Mareks Schultern, dann drückte er den Kopf nach rechts, um seine Zähne in Mareks linke Halsseite schlagen zu können. Der Rumäne war kleiner als der vor ihm stehende Vampir, aber das störte ihn nicht.

Blitzschnell trat er zu.

Er wuchtete dabei das rechte Knie in die Höhe. Der Rammstoß schmerzte zwar nicht wie bei einem normalen Menschen, aber brachte den Blutsauger aus dem Konzept und katapultierte ihn so weit zurück, daß Will Mallmann gegen einen Vorhang fiel und sich an dessen Stoff festklammerte, um nicht zu Boden zu fallen.

Vielleicht hätte Marek trotz allem noch eine Chance gehabt, doch er war einfach zu langsam. In seinem Alter wollten die Knochen nicht mehr so recht.

Ein Schuß peitschte auf.

Wie ein Hauch aus Glut fuhr die Kugel dicht über den Schädel des Rumänen weg und riß noch einige seiner grauen Haare mit. Kalt peitschte ihm die Stimme der Frau entgegen.

»Es reicht, Pfähler, es reicht!«

Marek kniete am Boden und wagte nicht, sich zu rühren. Sehr deutlich sah er die Waffe, den Arm und auch eine zweite Hand, die allerdings völlig normal war und deren Finger sich um den Stoff einer Vorhangfalte klammerten.

Mit einer harten Bewegung riß die Hand den Vorhang zur Seite. Es war dabei wie auf der Bühne, und auch die freigewordene Szene ließ sich damit vergleichen.

Im Mittelpunkt stand eine Frau. Umflossen vom Licht mehrerer grauer Glocken, die an der Decke hingen.

Sie war außergewöhnlich anzusehen, die Chefin der Aktion D: Pechschwarzes Haar mit einem mahagonifarbenen Schimmer umfloß ihren Kopf. Das blasse Gesicht wirkte nicht nur durch die ausdrucksstarken Augen, es lag auch an dem außergewöhnlich geschnittenen Mund, der trotz seiner Breite eine herzförmige Form aufwies und so rot schimmerte wie eine offene Wunde. Das lange Haar hatte sie hinter dem Kopf zusammengesteckt, damit es sie nicht störte und ihr ins Gesicht fiel. Sie trug auch eine besondere Kleidung. Es war ein ebenfalls dunkler, pludrig geschnittener Hosenanzug aus weichem Stoff, in dem sich die Person sehr gut bewegen konnte und nicht eingezwängt wurde.

Nur den rechten Ärmel hatte sie in die Höhe geschoben, um ihren Skelettarm zu präsentieren.

Doch Marek sah noch mehr.

Hinter der Frau standen einige Gestalten, die in den Schatten getaucht waren, so daß ihre dunklen Körper mit der dort herrschenden Finsternis zerflossen.

Etwas jedoch war sehr deutlich zu erkennen.

Auf ihren Stirnen leuchtete jeweils ein großes, blutrotes D. Da der Vampir ihn nicht mehr angriff, hatte Marek Zeit genug, sich alles zu betrachten.

Vor ihm stand die Königin, und hinter ihr hielten sich ihre Diener oder Vasallen auf.

Diener, die ebenfalls zu Blutsaugern gemacht worden waren und London mit ihrer Vampirpest überschwemmen sollten.

Marek schielte über seine rechte Schulter hinweg, weil er ein dumpfes Lachen gehört hatte.

Der Blutsauger hatte es ausgestoßen. Er freute sich ebenso wie Reva, die nun ihren letzten Trumpf ausspielte, die Waffe in einer Tasche verschwinden ließ und durch eine ruckartige Bewegung dafür sorgte, daß der Ärmel wieder nach unten rutschte und ihren Skelettarm verbarg. Dann lächelte sie.

Es glich schon einem Ritual, wie sie es schaffte, den Mund noch weiter in die Breite zu ziehen und dabei die Oberlippe derart nach oben zu streifen, daß ihre helle Zahnreihe zu sehen war.

Bis auf zwei waren die Zähne normal.

Die anderen beiden standen vor. Sie wirkten wie krumme, kleine, kompakte Dolche.

Vampirhauer eben.

Marek hatte damit gerechnet, dennoch fühlte er sich ziemlich in der Klemme.

»Und jetzt, Pfähler!« flüsterte die Blutsaugerin. »Sag mir nur noch, welche Chance du siehst...«

Marek hob die Schultern. »Im Moment keine...«

Sie lachte kalt. »Das wird sich auch nicht ändern!« Dann ging sie

auf Frantisek Marek zu, der zudem genau hörte, daß sich hinter ihm Will Mallmann in Bewegung setzte.

Die beiden Blutsauger wollten ihn in die Zange nehmen!

Marek in London!

Ich konnte es noch immer nicht fassen. Weshalb hatte der Kerl denn nicht Bescheid gesagt?

Ich kannte ihn schon über die Dauer von einigen Jahren hinweg und wußte auch, daß man ihn als einen Eigenbrötler bezeichnen konnte, der oft sein eigenes Süppchen kochte. Im Prinzip waren wir uns einig, wenn es darum ging, Jagd auf Blutsauger zu machen.

Rumänien. Siebenbürgen, die Karpaten — das war sein Revier, doch in London mußte er mir schon die Führung überlassen. In diesem Großstadtdschungel kannte ich mich besser aus.

»Was ziehst du für ein Gesicht?« fragte Suko.

»Kannst du dir das nicht denken?«

»Ja, und wie. Marek.«

»Genau. Wer weiß, in welcher Lage er sich jetzt wieder hineinmanövriert hat.«

Suko hob die Schultern. »Bisher hat er es immer geschafft.«

»London ist nicht Petрила.«

»Du siehst das vielleicht zu schwarz.«

»Hoffentlich.«

Wir waren mit dem Rover unterwegs, und ich hatte die Sirene sowie das rotierende Licht auf das Autodach geklemmt, um freie Bahn zu haben. Was man in dieser Stadt jedoch als freie Bahn bezeichnete, das rangierte in anderen Orten schon unter dem Begriff Stau. Wir hatten die größten Mühen, durchzukommen. Erst in der Nähe des Hyde Parks wurde es etwas besser, weil dort die Straßen einfach breiter waren.

»Die Adresse zumindest klingt interessant«, meinte Suko.

Ich hob die Schultern. »Was heißt interessant? Es kann auch eine Farce sein.«

»Glaube ich nicht.«

»Wir werden sehen.«

Natürlich bekamen wir direkt vor dem Laden keinen Parkplatz. Ich stellte den Rover einige Yards weiter ab, und wir gingen die kurze Strecke zu Fuß zurück.

Innerlich mußte ich Suko zustimmen. Ich konnte mir ebenfalls bei genauerer Betrachtung nicht vorstellen, daß ein Mann wie Marek einen derartigen Laden freiwillig betrat. Schon die Beleuchtung hinter der schwarzen Scheibe hätte ihn abschrecken müssen. So etwas war einfach nichts für ihn.

Hinzu kamen die Typen, die nahe des Eingangs herumlungerten. Himmel, Arm und Wolkenbruch, das waren vielleicht bunte Vögel. Schrill, schriller, am schrillsten.

Schwarz in der Grundfarbe warja ›in‹. Aber dann die Leuchtfarben. Grün, gelb, orange, lila mit zahlreichen Zwischentönen versehen. So sahen die Haare aus, die Gesichter ebenfalls, und an manchen Kleidungsstücken glühten ebenfalls kleine Lampen, die in kurzen Intervallen bunt aufleuchteten.

Jedenfalls mußte der Laden einen guten Zulauf haben, wenn ich mir die Kundschaft draußen so anschaute.

Männchen und Weibchen gemischt und alle irgendwie gleich. Wir fielen natürlich auf, als wir stehenblieben.

»He, was wollt ihr hier?« Zwei grelle Punks blockierten den Eingang.

»Eine Zauberschau abziehen«, erwiderte Suko. »Das zeigt uns mal.«

Ich wollte mich vorbeidrängeln, aber die hielten mich fest. Mit einer wütenden Bewegung riß ich mich los und schaute sie dermaßen an, daß sie vor Schreck zurückwichen.

Aus dem Hintergrund meldete sich eine schrille Stimme. »Das ist der Bock mit dem geilen Blick. Ich kriege Angst. Hilfe, ich mache mir gleich in die Hose.«

Einen Punker schnappte ich mir. »Kannst du essen?«

»Klar.«

»Dann lies das!«

Ich zeigte ihm meinen Ausweis. Mir war es so lieber, als eine Schlägerei zu provozieren. Der Knabe spielte den Halbseidenen. »Ach Gottchen, ein Bulle!« rief er.

»Ist es denn die Möglichkeit?«

Die Antwort hatten auch andere gehört. Sie lachten. Nur ein Girl aus dem Hintergrund schrie Suko eine Bemerkung zu. Wahrscheinlich fühlte sich die Kleine stark.

»Ist das Schlitzauge auch von der Sorte?« Mit beiden Händen fuhr sie durch die rotgefärbten Haare.

Suko enthielt sich einer Erwiderung.

Er gehörte zu den Menschen, die man kaum provozieren konnte. Der Knabe vor mir hob die Schultern. »Na ja, wenn ihr unbedingt wollt, dann schaut euch mal um.«

Ich ließ ihn noch nicht weg. »Was gibt es denn dort Schönes zu sehen und zu kaufen?«

»Kommt darauf an, was ihr haben wollt.«

»Wir stehen auf Blutsauger.«

»Oh...« Er verdrehte die Augen. Vor seiner Brust klirrten kleine Metallketten. »Bullen, die auf Vampire stehen, das habe ich auch noch nicht erlebt.«

»Öfter mal was Neues.«

»Ist mir egal«, sagte er.

»Hast du hier welche gesehen?«

»Im Laden?«

»Wo sonst?«

»Klar, da ist alles voll von Draculas, Frankensteins und Werwölfen.« Er streckte mir die Zunge heraus, verzog dabei das Gesicht, hob die Arme und formte die Hände zu Krallen. »Das ist irre gut, ist das, wirklich.«

»Wir werden sehen.«

Er wollte noch einen Witz machen. »Welche Blutgruppe habt ihr denn, ihr Burschen?«

»In unseren Adern fließt überhaupt kein Blut, nur Weihwasser, wenn du verstehst. Wir sind für Vampire ungenießbar.«

Er schüttelte sich. »Hi, Weihwasser, auch das noch.« Dann winkte er ab und gab den Weg frei.

Das heißt, bis zu einem Vorhang, den wir zur Seite schieben mußten, um den Laden betreten zu können.

Viel mehr sahen wir trotzdem nicht. Der Name Magic Shop war schon außergewöhnlich. Um ihm die Treue halten zu können, mußte den Kunden auch Außergewöhnliches geboten werden, wie eben die Inneneinrichtung, bei der die Farbe Schwarz überwog. In den Regalen standen die Dinge, für die sich viele Kunden interessierten: Masken, Monster aus Gummi und Kunststoff, wir sahen Plakate, T-Shirts, Poster und einen Verkäufer, der uns aus einem hohlwangigen Gesicht anlotzte, als würden wir die Pest in seinen Laden schleppen. Auch er trug schwarze Kleidung. Am Kragen baumelte eine weiße Schleife, wie man sie aus Western-Filmen kannte. Dunkle Augen, eine spitze Nase, das Haar glatt wie Schmiere und blaß lackierte Nägel, die wir sahen, als er seine Hände hob.

»Haben wir etwas an uns?« fragte Suko. »Oder weshalb starren Sie uns so unverschämt an?«

»Nein, gar nicht.«

»Dann ist es gut.«

»Ich wundere mich nur darüber, daß Leute wie Sie diesen Laden betreten.«

»Vielleicht wollen wir gar nichts kaufen«, sagte Suko.

»So?« Er legte den Kopf schief. »Was wollen Sie dann hier?«

»Sind Sie der Chef?«

»Ja, ich Sorge hier für...«

»Gehört Ihnen der Laden?« wollte Suko wissen.

»Nein!«

»Schön. Wem dann?«

»Einer Chefin.«

Suko tippte mit dem Zeigefinger dicht unter der Schleife gegen den dunklen Stoff. »Und genau die wollen wir sprechen, mein Lieber.«

Sei ne Mundwinkel bekamen einen arroganten Zug. »Tja, das wollen viele.«

»Wo finden wir sie?«

»Jetzt nicht.«

»Ist sie da?«

Der Verkäufer verdrehte die Augen. In der Nähe stehende Kunden beobachteten uns amüsiert. »Was wollt ihr immer alle von der Chefin? Vorhin dieser komische Mensch...«

»Wie sah er aus?«

Der Knabe hatte sich dermaßen erschreckt, daß er die Antwort wie aus der Pistole geschossen gab. »Er war kein Gentlemen. Er wirkte ungepflegt, war schon älter. Das Haar grau, aber wie gesagt...« Er wischte über seinen eierförmigen Kopf. »Ungepflegt.«

Suko nickte mir zu. »Das war Marek.«

»Wie bitte?«

»Wo ist der Mann jetzt?« fragte ich.

Der Verkäufer breitete die Arme aus. »Weggegangen. Ich konnte nichts für ihn tun.«

Hart starrte ich ihn an. Irgendwie wurde ich das Gefühl nicht los, daß er uns auf den Arm nehmen wollte. »Und das sollen wir Ihnen glauben, Meister?«

»Er ist tatsächlich nicht hier.«

»Wollte er auch die Chefin sprechen?«

»Ja.«

»Wie heißt Sie denn?«

»Wir nennen sie Reva!«

Zack, das hatte gegessen. Suko und ich schauten uns kurz an. Mein Freund nickte. Marek hatte uns tatsächlich auf die richtige Spur gebracht. Reva war die Frau, die wir suchten. Über sie wollten wir an Draculas Nachfolger, Will Mallmann, herankommen.

Ich nahm mir diesen bunten Vogel von Verkäufer richtig vor. »So, Junge, bis hierher war es Spaß. Jetzt wird es ernst. Wir wollen zu dieser Reva. Wo ist sie?«

»Nicht da.«

»Wollen Sie, daß wir Ihren Laden hier auseinandernehmen?«

»Pah...« Er trat einen halben Schritt zurück. »Das können Sie ja mal versuchen. Dann hole ich die anderen Kunden. Wir sind wie eine Familie, und ich alarmiere die Bullen.«

»Da sind wir schon.«

Er schlug die Hände vor das Gesicht. »Bullen«, jaulte er. »Ich habe es mir gleich gedacht. So was wie euch rieche ich doch, habe ich schon früher immer gerochen.«

Ich ließ ihn lamentieren, schob ihn nur kurzerhand zur Seite, um passieren zu können.

Beim Eintreten hatte ich gesehen, daß der Verkäufer aus einer bestimmten Richtung gekommen war. Dort gingen wir hin und erreichten eine Verkaufstheke, die nach einem genügend breiten Zwischenraum vor einem Regal ihren Platz gefunden hatte.

Ein Kunde schaute sich Pullover mit gruseligen Aufdrucken an. Er war ein Nightmare-Fan und legte alles nieder, was als Aufdruck den Kopf von Freddy Kruger zeigte.

Auch er war ›ready for Freddy‹ und freute sich diebisch, wenn er

ein neues Motiv entdeckte.

»Hier muß es doch eine Tür in ein Büro oder so etwas geben«, sagte Suko.

»Das wird auch so sein.«

»Und wo, bitte?«

Ich fragte den Kunden. Es war ein Mädchen, wie ich an der Antwort hörte. Am Haarschnitt war es jedenfalls nicht zu erkennen gewesen. Die Kleine deutete über ihre Schulter. »Da müssen Sie rein.«

Sie meinte damit eine Stelle zwischen zwei Regalstücken. Die Tür war auch nur zu erkennen, wenn man es wußte.

Ich wollte hingehen, als ich Sukos Zischen hörte, drehte mich um, sah den Verkäufer, der mir von hinten her in den Arm fallen wollte. Ich erwischte ihn mit der flachen Hand an der Brust. Er fiel gegen ein Regal und heulte herum.

»Nicht schon wieder, nicht schon wieder...«

Daß Marek ihn zuvor etwas härter traktiert hatte, konnten wir nicht wissen.

Suko war es, der die Tür aufzog und kurz vor mir eine Welt betrat, in der sich auch Vampire wohl fühlen konnten...

Was sollte er tun?

Marek wußte es nicht. Was konnte er überhaupt gegen die beiden zu allem entschlossenen Blutsauger ausrichten, um sein eigenes Leben zu retten? Kaum etwas. Zudem lauerten im Hintergrund die anderen Vampire, die nur auf sein Blut warteten.

Marek dachte an seinen Pflock. Er hatte ihn verloren; der war weggerollt und unter einem der verdamnten Vorhänge verschwunden, die diesen Raum zu einem gespenstischen Labyrinth machten.

Reva war näher an Marek herangekommen. Stolz hielt sie den Kopf

erhoben, den Mund mit den breiten Lippen derart zu den Seiten verzogen, daß ihre Vampirzähne überhaupt nicht zu übersehen waren. Marek schaute hastig zurück.

Will Mallmann näherte sich ihm schleichend. Er hatte sich geduckt, den Kopf eingezogen und vorgeschoben. Seine Hände bewegten sich. Mal bildeten sie Fäuste, dann ließ er sie wieder offen. Wohin?

Der Weg zurück war ihm durch Mallmann versperrt. Es gab für Marek nur die eine Chance.

Hinter Reva rührte sich keiner der anderen Vampirdiener. Sie wirkten wie Steinfiguren, nur die großen Ds auf ihren Stirnen leuchteten in diesem blutigen Rot.

Mareks Pflock war nach links gerollt. Aus wie vielen Teilen sich der Vorhang zusammensetzte, wußte er nicht. Vielleicht bildete er eine gesamte Fläche, möglicherweise bestand er aus mehreren Stücken, bei denen die Lücken nicht zu sehen waren.

Der Pfähler versuchte es. Er schimpfte innerlich auf seine alten Knochen, für Aktionen dieser Art war er einfach zu steif geworden. Er konnte sich kaum abfedern, deshalb ächzte er auch, als er den Boden berührte, sich drehte, gegen den Vorhang schlug, der in die andere Richtung geweht wurde, dabei hochkippte und Marek seinen linken Arm unter den Saum schieben konnte.

Die Finger erwischten den Pfahl. Leider nur mit den Spitzen. Er konnte nicht um den Pflock herumgreifen, zudem griff Reva ein. Marek spürte es am Druck der Hand. Es mußte einfach eine Frauenhand sein, die seinen Knöchel umklammerte.

Sie riß ihn zurück. Marek stemmte sich dagegen, streckte den Körper noch einmal und bekam den Pfahl zu fassen.

Jetzt hatte er ihn!

Er ließ sich weiterziehen. Reva keuchte und fluchte. Sie spie die Worte förmlich aus und wollte Marek auf den Rücken drehen, was sie nicht schaffte. Er blieb auf der linken Seite liegen. Das mußte er

einfach, um angreifen zu können.

Sie zog ihn unter dem Vorhang hervor.

Auch der Arm lag frei.

Im gleichen Augenblick bückte sich Mallmann. Er sah, wie Marek herumfuhr und den linken Arm hochschleuderte.

Wie ein Torpedo raste der Pfahl auf die Brust der dunkelhaarigen Blutusaugerin zu.

»Stirb, du Bestie!« brüllte Marek.

Sie wäre gestorben, hätte Mallmann nicht eingegriffen. Der ehemalige Kommissar kannte noch die Tricks. Arm und Pfahl befanden sich bereits auf dem Weg zum Ziel, als Mallmann zutrat.

Ein gezielter, ein sehr harter Tritt, der nicht das Gelenk des Pfählers erwischte, sondern den Pflock. Nichts anderes hatte der Untote gewollt. Durch den Aufprall geriet der Pfahl aus der Stoßrichtung. Er konnte nicht mehr die Brust der Untoten treffen, sondern jagte an ihrer Schulter vorbei.

Vor Schreck warf sie sich zurück, stieß gegen Mallmann, der fast bis hin zu seinem Sarg taumelte.

Marek war sauer, obwohl er sich gleichzeitig darüber freute, noch am Leben zu sein.

Und er machte weiter!

Er hatte die Blutsauger zwar nicht in unmittelbare Bedrängnis bringen können, sie aber aus dem Konzept gebracht. Als seinen größten Feind sah er Will Mallmann. Zudem bestand zwischen ihm und Marek auch so etwas wie ein persönliches Verhältnis, und der Mann aus Rumänien wollte einfach die Abrechnung.

Der Pflock saß wie festgewachsen in seiner Rechten. Den Arm vorgestreckt, jagte er auf den Blutsauger zu. Mallmann sah ein, daß er so schnell nicht wegkam, denn Marek hatte sich in eine Maschine verwandelt.

Blitzschnell packte Will Mallmann die Bahn eines Vorhangs und

schleuderte sie auf Marek zu.

Der rammte seinen Pfahl in den Stoff.

Der Stoff riß nicht, beulte sich nur aus, hielt aber noch und bewegte sich nur oben in den Rollen.

Mit der freien Hand wühlte sich Frantisek frei. Der Blutsauger hatte mittlerweile die Stellung gewechselt. Er hielt sich hinter seiner offenen Totenkiste auf.

Und Reva?

Sie stand links von ihm und hatte sich bewaffnet. Es wirkte grotesk, doch Marek war nicht nach Lachen zumute, als er den schweren Sargdeckel sah, den die Untote soeben hochwuchtete.

Ein irrer Schrei drang aus ihrem breiten Vampirmaul, als sie den Deckel gegen Marek schleuderte.

Der hätte ihn sicherlich zu Boden gerissen, doch Marek konnte sich zur Seite drehen.

Die seitliche Kante erwischte ihn trotzdem. Sie hämmerte gegen seine linke Seite, der stechende Schmerz raste hoch bis in die Schulter, wo er sich bis zum Hals weiterwühlte.

Marek kippte zurück. Wieder landete er mit dem Rücken in einer der Vorhangbahnen, und der verdamnte Sargdeckel prallte auf ihn. Wütend trat er ihn zur Seite, sah dahinter die sich heftig bewegenden Gestalten der beiden Blutsauger und rechnete mit einem erneuten Angriff. Den rechten Arm konnte er bewegen; er würde sich zu wehren wissen und hörte plötzlich den Ruf einer anderen Stimme.

»Verdammt, bleib stehen!«

Dann fiel ein Schuß!

Marek wußte, wer gerufen und auch geschossen hatte — John Sinclair!

Schwarz — wohin ich schaute. Wolkenartig bewegte sich der Vorhangstoff. Ich sah keine Tür, nur dieses graue Licht, in dem Suko

wie ein Schatten erschien, eine Lücke im Stoff gefunden hatte und sie mit einem heftigen Ruck erweiterte.

Vor mir tauchte er in einen anderen Raum hinein, in dem ebenfalls das graue Licht auffiel.

Es traf ein Bild!

Ich stand für einen Moment stocksteif und mit geballten Händen, denn in mir schoß die Erinnerung hoch.

Dieses Bild hatte ich in einem kleinen Ort im Spessart gesehen. Es war ein Kunstwerk, und ich wußte, daß es von einer Frau und Blutsaugerin namens Reva gemalt worden war.

Will Mallmann starrte uns an.

Halboffen stand der Mund, vorgestreckt waren seine Arme, die Hände zum Greifen gekrümmt und Furcht ausstrahlend.

Suko nickte nur. »Wir haben damit rechnen müssen«, sagte er leise, wobei er sich gleichzeitig drehte, denn von irgendwoher drangen Kampfgeräusche an unsere Ohren.

Die waren hinter dieser verfluchten Stoffwand aufgeklungen. Schreie, kaum menschlich, dazwischen ein Keuchen.

Wir hatten längst unsere Silberkugel-Berettas gezogen. Die Laute waren Alarmsignale genug für uns. Wir wußten zudem, daß Marek sich hier aufhalten mußte. Wahrscheinlich steckte er in argen Schwierigkeiten. Manchmal hat man Glück, manchmal Pech.

Wir hatten diesmal Pech, da wir beide so rasch keine Lücke im Vorhang finden konnten. Gemeinsam wühlten Suko und ich so lange und nach verschiedenen Seiten, bis wir sie hatten.

Graues Licht, trotzdem eine relativ gute Sicht. Gestalten, die umherhuschten, ein schwarzer Sarg, der offenstand. Vorhänge, die sich bewegten, ein bleiches Gesicht.

Fiese Eindrücke prägten sich bei mir innerhalb eines rasenden Sekundenwirbels ein. Das Gesicht kannte ich. Will Mallmann!

Wäre es ein normaler Vampir gewesen, ich hätte sofort geschossen,

bei Mallmann war es etwas anderes. Da handelte ich nicht so kalt und hart, ich rief ihn noch an.

»Bleib stehen!« Er zuckte weg. Da schoß ich.

Ich wußte überhaupt nicht, ob ich ihn hatte treffen wollen. Jedenfalls war er schnell genug, um der Kugel zu entgehen, die statt dessen in den Vorhang ein Loch stanzte.

Im nächsten Moment wirbelten die Vorhänge mir wie große Fahnen entgegen und schränkten mein Blickfeld ein. So bekamen die Blutsauger eine Chance zur Flucht.

Und Suko?

Ich hörte ihn fluchen, auch er hatte mit dem schwarzen Stoff zu kämpfen, der sich selbständig gemacht zu haben schien. Noch eine andere Stimme drang an meine Ohren.

Die unseres rumänischen Freundes Frantisek Marek!

»Holt sie euch, verdammt! Aber gebt acht, da sind noch Diener. Sie lauern im Hintergrund!«

Ich hatte mich durch Stoffbahnen gekämpft und freie Sicht bekommen. Die roten Ds sprangen mir wie leuchtende Fanale entgegen. Ich konnte sie auf die schnelle nicht zählen. Wahrscheinlich waren es mehr, als wir Kugeln in den Magazinen hatten.

Marek sah ich neben Suko stehen.

Der hatte die Rechte ausgestreckt und zielte genau. Zwei Schüsse peitschten kurz hintereinander auf. Zwei der unbeweglich dastehenden Blutsauger wurden getroffen, und Suko hatte verdammt gut gezielt.

Die Geschosse saßen zwischen den Augen der Vampire. Da hätten die Schädel zerspringen müssen, es geschah nichts. Zwar blieben die Einschüsse als Löcher zurück, zwar zitterten die Blutsauger, doch keiner von ihnen fiel und wurde zu Staub.

Das ging nicht mit rechten Dingen zu.

Die Lösung war schnell gefunden, als wir auf die Untoten zugen. Sie waren nicht echt. Zwar standen sie in einer Reihe, aber keiner von ihnen konnte je durch eine unserer Kugeln sterben, ob geweiht oder nicht. Diese Blutsauger hatte Reva auf eine Leinwand gemalt, die sich quer durch den Raum spannte.

»Ich suche sie!« rief Suko und war schon verschwunden, während Marek auf mich zukam.

»Hallo, John!«

»Mit dir habe ich ein paar Takte zu reden, mein Freund. Aber später. Erst sind Reva und Mallmann an der Reihe.«

»Keine Chance«, sagte Suko, der zurückkam und meine Worte gehört hatte. »Sie haben sich einen erstklassigen Fluchtweg geschaffen. Durch die Eisentür sind sie weg.«

»Und was ist mit der Tür?« fragte ich.

»Abgeschlossen, John.«

»Verdammt auch.«

»Sicher. Da können wir mit einem Schneidbrenner arbeiten oder sie aufsprengen.«

Ich ballte meine freie Hand zur Faust. »Und dabei hätte ich ihn gehabt, verflucht! Ich habe nur zu lange gezögert. Weißt du, Suko...« Noch im nachhinein stiegen die Wellen der Erregung in mir hoch und trieben mir die Zornesröte ins Gesicht. »Ich könnte mich jetzt...«

»Laß es lieber«, sagte Suko. »Ich glaube, ich hätte an deiner Stelle nicht anders gehandelt.«

»Ja, vielleicht.«

»Will war einmal unser Freund, John.« Ich nickte und schluckte.

»Auch ich hatte die Chance gehabt«, erklärte Marek. »Aber sie ist vertan. Wißt ihr eigentlich, daß dieses verdammte Vampirweib einen skelettierten Arm besitzt?«

»Nein.«

»Es ist der rechte. Der besteht nur aus Knochen, auch die Hand, in

der sie die Waffe gehalten hat. Schlimm, nicht?«

Suko trat gegen die Leinwand, auf die die Vampire gemalt worden waren. Seine Tritte fetzten sie auseinander, die Lücke wurde genügend groß, um hindurchgehen zu können.

»Bluff«, sagte Marek. »Die Vampire mit den Buchstaben auf der Stirn. Es ist ein Bluff.«

»Nein, Frantisek«, erwiderte ich. »Diesmal hast du unrecht. Ich habe sie gesehen.«

»Wie?«

»Zumindest einen davon haben wir gejagt und auch vernichten können.«

Mein Blick glitt über die noch vorhandenen Vampirgestalten. »Den da!«

Der von uns im U-Bahn-Tunnel vernichtete Vampir war tatsächlich noch auf der Leinwand vorhanden.

»Wenn das alles zutrifft, John, was ich jetzt denke«, sagte Suko mit leiser Stimme. »Dann müssen wir davon ausgehen, daß es die Blutsauger, die wir bisher nur als gemalte Figuren gesehen haben, auch in Wirklichkeit gibt.«

»Ja, das scheint mir auch so zu sein.«

»Es sind ziemlich viele!« flüsterte Marek.

Ich gab keine Antwort und fetzte einige Leinwanddecken zur Seite, um in den Raum zu gehen, der dahinter lag.

Meine lichtstarke Bleistiftleuchte sorgte für genügend Helligkeit. Hier sah ich endlich das, was ich schon in dem Raum jenseits des Büros vermutet hatte.

Es war ein Lager.

Kisten mit T-Shirts und Pullovern stapelten sich in der Breite und auch in der Höhe.

Finige Kisten waren geöffnet worden. Ich leuchtete gegen ein T-Shirt und erschrak.

Will Mallmann starrte mich an!

Reva mußte das Bild vermarktet haben. Als Aufdruck befand es sich auf zahlreichen T-Shirts, und Marek, der neben uns stehengeblieben war, nickte einige Male.

»Ja, Freunde, das war meine Spur.«

»Wieso?«

»Ich habe dieses T-Shirt bei zwei jungen Leuten in der U-Bahn gesehen und erinnerte mich daran, daß ich das Gesicht eigentlich hätte kennen müssen. Es dauerte eine Weile, bis mir einfiel, daß es sich um Will Mallmann handelt. Von den jungen Leuten erfuhr ich die Adresse des Magic Shop, wo sie die Kleidungsstücke erworben hatten. Das war eigentlich alles. Ich habe dann versucht, im Alleingang die Blutsauger zu erledigen. Das alte Blut ist aus Rumänien gestohlen worden. Es war das Blut der Opfer, die auf Vlad Draculas Mordkonto gehen.«

»Wer es trinkt, wird zum Vampir«, flüsterte Suko.

Marek nickte nur.

»Sei froh«, sprach ich den Pfähler an, »daß du noch daran gedacht hast, bei uns im Büro anzurufen. Ich bin mir nicht sicher, ob du beide Blutsauger geschafft hättest.«

»Damit kannst du allerdings recht haben, John.«

Suko rieb über sein Kinn, bevor er fragte: »Ich weiß nur nicht, wozu das gut sein soll, daß Mallmanns Gesicht oder Vampirfratze auf einem TShirt zu sehen ist?«

Marek hob einen Zeigefinger und wirkte wie ein alter Oberlehrer. »Denke immer daran, daß er als Nachfolger des Blutgrafen Dracula aufgebaut werden soll.«

»Und du glaubst, daß es möglich ist?«

»Ich will mich auf nichts einlassen. Was ich glaube oder nicht glaube, spielt keine Rolle mehr. Die Vampire befinden sich in einem Auf-oder Umbruch. Wir müssen uns dagegen anstemmen, falls wir es

noch können.«

Ich wollte da nicht widersprechen. Wenn ich allerdings daran dachte, welche Gefahr sich zusammenbraute, konnte mir übel werden. Eigentlich hätte ich damit rechnen müssen, daß sich die Blutsauger irgendwann wieder zusammenfanden und darangingen, gegen die Welt der Menschen zu kämpfen. Anfänger hatte es immer gegeben. Schon vor Jahren, als wir es mit der Vampir-Familie Mortimer zu tun bekommen hatten.

Besonders schlimm an dieser Sache war, daß ausgerechnet Will Mallmann zum Nachfolger des Vaters aller Vampire ausersehen worden war. Will ein zweiter Dracula, ein echter Vampir und keiner, der seine Gefangenen auf spitze Pfähle setzte, wie es der Vlad getan hatte. Hinzu kam, daß Mallmann sämtliche Tricks kannte und mit allen Wassern gewaschen war. Die Ausbildung beim BKA gehörte zu den besten, die man sich nur vorstellen konnte.

»Du denkst nach?« fragte Marek.

»Sicher.«

»Ich ebenfalls.«

»Und worüber?«

»Ja, worüber?« Er nickte und starrte ins Leere. »Worüber denke ich schon nach. Mir will das Bild einfach nicht aus dem Kopf, dieses verdamnte Gemälde.«

»Ich kenne es, weil ich es schon in Germany gesehen habe. In einem kleinen Dorf im Spessart.«

»Welche Bedeutung hat es?«

»Sorry, da bin ich überfragt. Reva hat Mallmann gemalt, mehr weiß ich auch nicht.«

»Ohne Grund hat sie das bestimmt nicht getan.« Marek ballte die Hand zur Faust. »Weißt du was, John? Ich kann es in meiner Nähe nicht ertragen. Ich will es zerstören.« Jetzt horchte auch Suko auf.

»Wie denn? Willst du es verbrennen?«

»Nein.« Marek lachte hart auf. Er hielt uns den Eichenpflock vor die Nase. »Ich will ihn pfählen, versteht ihr? Ich will die Spitze durch seine Brust oder seinen Kopf rammen.«

Ich hob einen Arm. »Es ist ein Gemälde, denk daran.«

»Na und?«

»Es lebt nicht.«

Marek knetete seine Wangen. »Da wäre ich mir nicht so sicher, John.«

Als ich widersprechen wollte, redete er schnell weiter. »John, ich habe davorgestanden. Ich habe mir das Gemälde angeschaut, und ich habe so etwas wie einen Schauer gespürt, der mich traf.«

»Das mußt du mir erklären.«

Auch Suko lauschte gespannt auf die Antwort des Pfählers. »Ich kann euch nichts Genaues sagen. Möglicherweise - darüber habe ich nachgedacht - ist eine bestimmte Farbe genommen worden.«

»Ölfarbe.«

Marek lächelte. »Das streite ich nicht ab. Man könnte dieser Farbe noch etwas zugesetzt haben.«

»Und was?«

Marek feuchtete mit der Zungenspitze seine Lippen an. »Kann es sich dabei um das alte Blut gehandelt haben?«

Nein, schockiert waren wir nicht. Suko und ich schauten uns nur an. Ziemlich staunend, auch fragend, aber es wagte keiner, den Kopf zu schütteln und die Frage grundsätzlich zu verneinen.

»Hast du einen Beweis?«

»Nein, Suko. Du kennst mich. Es war einfach das Gefühl, als ich vor dem Bild stand. Ich stoppte meine Schritte, schaute mir das Gemälde an und merkte, daß es sein mußte. Es floß wie Strom durch meinen Körper. In diesem Gemälde steckt ein gefährlicher Rest, ich würde sagen, auch ein Erbe. Das alte Blut stammt aus meiner Heimat. Es ist einmal in den Körpern von Vlads Opfern geflossen.

Man hat es verwahrt, bestimmt nicht ohne Grund.«

»Dann versuche es!« sagte der Inspektor.

»Ich danke euch.«

»Wofür?«

»Daß ihr mir die Chance laßt.«

Lächelnd antwortete ich: »Wir jedenfalls werden im Hintergrund warten und notfalls eingreifen, wenn es schief läuft.«

»Das darf es nicht!« flüsterte Marek, »das darf es einfach nicht.« Er drehte sich um und ging den Weg zurück.

Wir schritten hinter ihm her und schauten auf den gebeugten Rücken des Pfählers.

Hütet euch vor Dracula! Sehr oft in der letzten Zeit hatten wir diese Warnung vernommen. Als ernst hatten wir sie immer betrachtet, aber nie gewußt, was damit gemeint worden war.

Jetzt wußten wir Bescheid. Dracula II war zurückgekehrt in der Person des ehemaligen Kommissars Will Mallmann.

Wir sahen Marek vor dem Bild stehen. Er schien in Gedanken versunken zu sein. Ein hartes Lächeln lag auf seinen Lippen. »Schlimm«, sagte er leise, »dieses Bild ist einfach schlimm. Schaut euch das Gesicht an. Es ist glatt, falten- und alterslos. Ein Beweis dafür, daß er nicht altern will und wird, falls er genügend Blut bekommt. Er wird auf die Jagd gehen, er wird sich den Lebenssaft holen. Wir drei haben die Chance verpaßt, dies zu verhindern. Ich hätte ihn pfeilen, ihr hättet ihn erschießen können. Wir haben es verschlafen. Nun müssen wir die Zeche zahlen.«

»Sieh es nicht so schwarz«, sagte ich. »Wenn er und Reva sich in London aufhalten, werden wir sie auch bekommen.«

Marek lachte leise. »Kennst du alle Verstecke in dieser Stadt?«

»Nein, aber Vampire hinterlassen Spuren.«

»Ja, und diese Spuren hinterlassen auch wieder Spuren. Es ist ein ewiger Kreislauf, in dem wir uns befinden. Spuren auf Spuren,

verdammt noch mal.«

Suko deutete auf das Gesicht. »Willst du ihm den Pfahl zwischen die Augen rammen?«

»Das hatte ich vor.«

»Und was ist mit den Händen, Marek? Denk mal an die Motive. Auch sie zeigen den Vampirkopf. Willst du gehen und sie alle zerstören? Dazu müßtest du sie erst finden.«

»Das weiß ich, John. Nur glaube ich nicht, daß die Hemden magisch beeinflusst sind. Sie brauchten, um die Motive herstellen zu können, eben ein Original.«

Ich nickte ihm zu. »Okay, laß uns keine Zeit mehr verlieren. Nimm den Pflock!«

Den hielt Marek bereit.

Suko und ich traten einen Schritt zurück. Hinter ihm hatten wir uns aufgebaut. Im Gesicht des Rumänen zuckte es. Marek haßte dieses Bild, er haßte das Motiv, und er gab sich keine Mühe, dieses Gefühl zu unterdrücken. Vielleicht zitterte er auch deshalb, weil er eine Niederlage hatte hinnehmen müssen, da ihm Reva und Mallmann entkommen waren. Nun wollte er diese Niederlage ausgleichen.

In seinen Augen lag eine grausame Kälte. Wieder bewegte sich sein Mund. Ein dünner Zischlaut drang über seine Lippen. Dann stieß er zu.

Gleichzeitig schrie er auf. Seine Wut mußte einfach heraus. Der Eichenpflock beschrieb einen kleinen Bogen, als wollte er über den Kopf hinwegsausen, ging dann aber tiefer und traf.

Die Spitze bohrte sich in die breite, glatte Stirn, genau zwischen die Augen. Wir hörten ein platzendes Geräusch, als die Leinwand buchstäblich zerfetzt wurde.

Der eigene Schwung riß den Pfähler nach vorn. Beinahe hätte er die Staffelei noch umgestoßen.

So blieb sie stehen, und wir konnten erkennen, was mit dem Bild

geschah.

Erwischt hatte es den Vampirkopf an der Stirn. Dort befand sich auch die größte Wunde, aber sie blieb nicht an dieser Stelle. Sie genau war der zentrale Punkt, von dem aus die Risse durch das Bild liefen und sich spinnwebenartig ausbreiteten.

Marek trat zurück. Somit gab er uns den Blick auf das von ihm gepfählte Gemälde frei.

»Ja«, keuchte er, »ja, schaut es euch an. Ich habe mich nicht geirrt. Ich hatte recht. Es war nicht nur die Farbe, es muß etwas anderes mit dabeigewesen sein. Das alte Blut. Ich hatte es gespürt, ich hatte es gerochen, ich irrte mich nicht...«

Er verstummte, denn er war ebenso fasziniert wie wir. Es war nur ein Gemälde, dennoch kam es uns so vor, als bestünde es aus Stein. Genau dort, wo die Risse das Gesicht zeichneten, quoll etwas hervor. Dünnes Blut...

Es sickerte und rann durch die haarfeinen Spalten, lief an den noch heilen Teilen des Gesichts entlang nach unten, erreichte den Hals, wo es weiterrann und schließlich über die Kleidung hinwegglitt und rote Bahnen auf dem gezeichneten schwarzen Stoff zurückließ.

Das war nicht alles.

Als das Blut sich verlaufen hatte, quoll dünner Rauch aus den Rissen hervor.

Fein und zitternd stieg er der Decke entgegen, ohne sie direkt zu erreichen, denn er löste sich zuvor auf. Trotzdem nahmen wir seinen Geruch wahr.

Der Qualm roch nach Moder, nach Verwesung, möglicherweise auch nach altem Blut.

Widerlich...

Marek trat zurück. Er sagte nichts, seine Lippen zuckten nur. Wir drei schauten zu, wie das Bild allmählich zerfiel. Blut, Farbe und Qualm vermischten sich zu einem Konglomerat, von dem schließlich

nur eine graue Masse zurückblieb.

Innerhalb des Rahmens fiel das Bild zusammen. Die Reste stäubten dem Boden entgegen, wo sie liegenblieben und irgendwann einmal weggefeht würden.

»Das habe ich gewollt!« flüsterte Marek, bevor er den Kopf schüttelte.

»Leider ist es zuwenig, viel zuwenig.«

»Keine Sorge, Frantisek. Es ist ein Anfang.«

»Ach, John. Ich freue mich, daß du mich trösten willst, aber es reicht nicht.«

»Wir packen ihn noch!«

»Mallmann?«

»Wen sonst?«

»Vergiß die Frau nicht«, warnte Suko. »Reva ist gefährlich. Nicht umsonst hat sie sich zur Anführerin der Aktion D hocharbeiten können. Wer so etwas schafft, der muß besser sein als andere. Das BKA hat sich geirrt, als es annahm, daß Reva die Anführerin einer Terrorgruppe ist. Tatsächlich hat sie Draculas Rückkehr insgeheim vorbereitet. Sie muß schon auf Will Mallmann fixiert gewesen sein.«

»Und weshalb gerade auf ihn?« erkundigte sich der Pfähler.

»Mit seinem Wissen, das ja als Vampir nicht verlorengelht, kann sie Einblick in die inneren Strukturen der Terrorabwehr bekommen. Das ist der eine Grund.«

»Seid ihr der zweite?«

»Ja.« Diesmal sprach ich. »Wir sind Todfeinde der Vampire. Was kann es Größeres für sie geben, als einen Freund von uns zu einem Vampir zu machen?«

Marek nickte. »Da gebe ich euch recht.«

»Zudem kennt Mallmann uns. Er weiß zwar nichts von unseren genauen Plänen, aber er kennt unsere Reaktionen. Er weiß genau, was wir in bestimmten Situationen unternehmen werden.«

»Dann müßt ihr umdenken!«

Ich gab eine lachende Antwort. »Da hast du schon recht. Nur darfst du nicht vergessen, Frantisek, daß wir letztendlich dem Gesetz gegenüber verpflichtet sind und nicht gleiches mit gleichem vergelten können. Das müssen wir immer voraussetzen.«

»Aber ich gehöre nicht dazu!« erwiderte er trotzig.

»Stimmt.«

»John, Suko!« Marek ballte die linke Hand zur Faust, in der rechten hielt er noch immer den Stab. »Ich verspreche euch, daß ich Dracula II jagen werde. Koste es, was es wolle. Er darf einfach nicht dazu kommen, Blutsauger am Fließband zu produzieren.«

»Okay, dann laß uns gehen.« Ich schob ihn vor, doch er stemmte sich gegen den Druck.

»Ist noch was?«

»Ja, der Laden ist mir nicht geheuer.«

Suko winkte ab. »Nein, Frantisek, ich glaube nicht, daß wir dort Spuren finden. Die Kunden sind harmlos. Jugendliche, die durch extravagante Kleidung und außergewöhnliche Accessoires auffallen wollen. Mit den Vampiren haben sie nichts zu tun. Auch daran zu erkennen, daß sich Reva stets im Hintergrund gehalten hat.«

»Wenn ich einen derartigen Arm hätte, würde ich mich auch nicht in der Öffentlichkeit zeigen.«

»Den hat sie nicht immer!«

»Nein?« staunte Marek.

»Wir kennen sie anders.«

»Wie ist es möglich, daß sie einmal einen normalen, dann wieder einen Knochenarm hat.«

»Keine Ahnung.«

Der Rumäne grinste kalt. »Wenn der Eichenpflock in ihrem Körper steckt, wird sie es uns sagen.«

»Falls sie noch dazu kommt!« erklärte Suko trocken. »Ich kriege sie

soweit.«

Wie immer konnten wir den alten Frantisek Marek nur bewundern. Trotz seines Alters gehörte er zu den Menschen, die auf keinen Fall aufgaben. Er kämpfte weiter, denn er hatte es sich zur Lebensaufgabe gemacht, die Blutsauger zu vernichten.

Wir durchquerten das Büro und gelangten in den Laden. Im Geschäft herrschte der normale Betrieb. Was in den hinteren Räumen vorgefallen war, schien von keinem wahrgenommen worden zu sein. Sicherlich hatte der Stoff der schweren Vorhänge die Geräusche stark gedämpft. Auch der Verkäufer war noch da. Wir sahen ihn, als er aus einer Lücke zwischen zwei Verkaufsregalen auftauchte.

Uns erblickte er zur gleichen Zeit und starrte nur Frantisek Marek an. Er deutete mit dem Finger auf ihn. »Sie... Sie auch?« keuchte er. »Gehören Sie zu denen?«

»Sicher.«

»Auch als Bulle?«

»Nein, das bin ich nicht. Aber ein Freund. Weißt du nun Bescheid, du Spinner?«

»Ja, ja.«

Ich holte ihn mir heran, indem ich mit dem Zeigefinger winkte. Sehr vorsichtig kam er näher und wimmelte dabei zwei Kunden ab, die etwas von ihm wollen.

»Was ist denn noch?«

»Es geht um Ihre Chefin, mein Freund.«

»Wieso? Was ist mit ihr?«

»Ich will wissen, wie Sie mit ihr ausgekommen sind?«

»Hervorragend«, sagte er. »Ich bin ausgezeichnet mit ihr ausgekommen. Ehrlich. Sie ließ mir freie Hand.«

»Dann können Sie den Laden jetzt allein leiten, Mister.«

»Was soll das denn heißen?«

»Ihre Chefin ist verschwunden!«

»Ach.«

»Ja, sie wird kaum mehr zurückkehren. Und wenn sie wider Erwarten trotzdem erscheint, möchte ich, daß Sie mich anrufen, Mister. Oder meinen Kollegen.«

Er bekam von uns zwei Visitenkarten, die er entgegennahm, aber nichts weiter sagte.

»Gut so?«

»Ja, Sir.« Er wurde auf einmal vornehm. »Darf ich fragen, was mit Reva geschehen ist?« Alles Gezierte war von ihm abgefallen. Er wirkte jetzt ziemlich normal.

»Fragen dürfen Sie. Eine Antwort bekommen Sie trotzdem nicht. Nehmen Sie einfach hin, daß sie den Laden nicht mehr führen wollte. Außerdem sollten Sie in den hinteren Räumen mal aufräumen.«

»Was meinen Sie denn damit?«

»Lieben Sie Säрге?«

Er wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte, nur seine Lippen zuckten.

»In den hinteren Räumen steht ein großer Sarg«, sagte Suko.
»Wußten Sie nichts davon?«

»Nein!« Die Antwort kam spontan, sie klang ehrlich. Wir glaubten sie ihm auch, denn wir gingen davon aus, daß Reva und Will Mallmann ihr eigenes Süppchen gekocht hatten und das Geschäft für sie nur Mittel zum Zweck gewesen war.

»Dieser Sarg, Sir, was soll ich mit ihm machen?«

Ich hob die Schultern. »Sie sind doch die kreative Person. Stellen Sie ihn meinetwegen in den Laden und packen Sie ihn voll mit den Vampirhemden.«

»Nein, das mache ich nicht.«

»Waren Sie überhaupt schon in den hinteren Räumen?« erkundigte ich mich.

»Nur selten.«

»Kennen Sie alle?«

»Ich... ich weiß nicht. Da sind die vielen Vorhänge. Also ich meine, daß man es wohl nicht allzu gern sieht, wenn wir uns als Personal dorthin verirrt haben. Das war Revas Reich.«

»Und Sie empfanden die Frau als normal?«

Er starrte Suko an. »Ja, warum nicht? Wieso denn? War etwas mit meiner Chefin?«

»Kaum. Sie haben auch nicht gesehen, daß sie mit einem Skelettarm umhergelaufen ist.«

»Aber ich bitte Sie! So etwas verkaufen wir vielleicht. Man kann doch seinen eigenen Arm nicht einfach gegen diesen künstlichen Knochenarm eintauschen.«

»Künstlich?« Suko mußte lachen, was den Knaben etwas irritierte, doch er gab keinen weiteren Kommentar ab. Wir hatten in dem Laden nichts mehr zu suchen und schärften dem Verkäufer noch einmal ein, die Augen offenzuhalten, was er auch versprach. Ob er sich an das Versprechen allerdings erinnern würde, wenn es darauf ankam, war fraglich.

Vor dem Geschäft atmeten wir tief durch. Über London stand eine Wintersonne. Sie leuchtete gegen den Dunst an und wirkte auf den Betrachter wie ein großer, bleicher Kreis.

»Kein Vampirwetter«, sagte Suko, der meine Gedanken erraten hatte.

»Die halten sich versteckt.«

Marek schlug mit der flachen Hand auf seinen Oberschenkel. »Wenn ich nur wüßte, wo sich dieses Versteck befindet, wäre ich froher. Hinzu kommt, daß sie bestimmt Helfer haben. Ich gehe davon aus, daß die Blutsauger nicht grundlos auf die Leinwand gemalt worden sind. Vielleicht ist jeder von ihnen auch lebendig, obwohl dieses Wort irgendwo nicht stimmt.«

Wir dachten über Mareks Worte nach und konnten ihm nicht

widersprechen. Hinzu kam noch etwas anderes. Wir hatten Reva und Mallmann aufgeschreckt, sie gestört. Höchstwahrscheinlich waren sie gezwungen, endlich zu handeln. Deshalb würde — davon gingen wir aus — die nächste Nacht möglicherweise entscheidend werden. Über das Thema diskutierten wir in einem kleinen Pub, wo Marek auch noch etwas aß.

Als er das Sandwich gegessen und das Bier getrunken hatte, fragte er:

»Wo soll ich bleiben?«

»Bei mir«, sagte Suko schnell.

»Oder bei mir.«

»Tut mir leid, John, aber Suko hat schneller reagiert. Vielleicht kommen wir auch nicht mehr dazu. Unter Umständen müssen wir uns die Nacht auf Vampirjagd um die Ohren schlagen.«

»Weißt du was, Frantisek?«

»Nein.«

Ich tippte mit dem Fingernagel gegen den Rand meines Bierglases.

»Das wäre mir sogar am liebsten.«

Der Rumäne nickte. »Du wirst es kaum für möglich halten. Mir wäre es auch lieber.«

»Dann sind wir uns ja einig«, erklärte Suko. Er verlangte nach der Rechnung.

Auch Sir James hatte Marek herzlich, wenn auch verwundert, begrüßt. Wir waren noch einmal zum Yard gefahren, weil wir unseren Chef informieren mußten.

Kein Lächeln huschte über Sir James' Mund. Er rückte die Brille zurecht, hinter deren Gläsern seine Augen unnatürlich groß wirkten. »Manchmal kann unsere Arbeit deprimierend sein«, sagte er. »Da strengt man sich an, da setzt man alles ein und muß erleben, daß die Gegenseite wieder um einen Schritt schneller war.«

»Das kenne ich, Sir James«, sagte Marek. »Die Warnung aus

meiner Heimat habe ich nicht ohne Grund bekommen, aber hier sind die Möglichkeiten besser. Ich hoffe, daß sich unsere Freunde selbst einen Dolchstoß gegeben haben, als sie es mit London versuchten.«

»Wahrscheinlich ist diese Stadt erst der Anfang«, vermutete ich.

Sir James nickte. »Dann wird Furopa überflutet werden.«

»Und später die Welt«, fügte Suko hinzu.

»Dracula II«, murmelte ich und schüttelte den Kopf. »Nie hätte ich gedacht, daß es einmal soweit kommen würde.«

»Haben Sie denn auch über Gegenmaßnahmen nachgedacht und vielleicht einen Vorschlag erarbeitet, John?«

»Noch nicht.«

Sir James tickte mit der Spitze eines Bleistiftes gegen sein stilles Mineralwasser. »Dieser Magic Shop liegt direkt am Hyde Park. Könnte das eine Spur sein?«

»Rechnen Sie damit, daß sich die schon vorhandenen Blutsauger dort aufhalten werden?«

»Groß genug ist er«, sagte Suko.

»Verstecke gäbe es auch. Sogar tagsüber«, meinte Sir James. »Ich werde Anweisungen geben, die Streifen zu verstärken.«

»Und worauf sollen die Leute achten, Sir? Auf Vampire?«

»Nein, wir machen uns nicht lächerlich. So etwas nähme uns keiner ab, glaube ich.« Sir James atmete tief durch. »Es bleibt bei meiner Order. Man soll uns nur Bescheid geben, falls sich im Park etwas Ungewöhnliches ereignet.« Sir James blickte Suko und mich an, in Erwartung eines Widerspruchs.

Wir zeigten uns einverstanden.

»Wo kann ich Sie dann erreichen? Bleiben Sie hier, oder wollen Sie im Park selbst bleiben?«

»In die Wohnung, nicht?« fragte Marek.

»Ja.«

»Okay, ich werde hier warten.«

Wir verabschiedeten uns von Sir James und ließen einen sehr ernst gewordenen Mann zurück.

»Mir gefällt das nicht«, sagte Marek auf dem Weg nach unten. Er starrte seinen abgewetzten Koffer an, dessen Griff er mit beiden Händen hielt.

»Weshalb nicht?«

»Weil wir nichts tun können. Wir müssen nur warten, immer warten. Das bin ich nicht gewohnt.«

Suko lachte laut. »Hör mal zu, Frantisek! Du bist auch kein Polizist, im Gegensatz zu uns.«

»Vielleicht liegt es wirklich daran.«

Mit dem Rover quälten wir uns durch. »Ist der Verkehr noch stärker geworden?« fragte Marek.

»Ich glaube schon.«

Er schüttelte den Kopf. »Da könnt ihr sagen, was ihr wollt. Ich fühle mich in Petrila wohler.«

»Das nehmen wir dir sogar ab«, meinte Suko. »Nur eines darfst du nicht vergessen. In deinem Land sollen bald einige Orte verschwinden. Zählt Petrila auch dazu?«

Marek knirschte vor Wut mit den Zähnen. »Ich weiß es nicht. Noch ist nichts entschieden. Vorstellen kann ich es mir schon«, fügte er noch leise hinzu.

Da wir merkten, wie empfindlich Marek auf dieses Thema reagierte, schwiegen wir.

Als wir unsere Wohnungen erreicht hatten, stand die Sonne bereits als roter Ball am Himmel, aber noch nicht waagerecht. Bis zum Einbruch der Dunkelheit würde einige Zeit vergehen.

»Weißt du, was ich möchte?« fragte er Pfähler, als wir vor Sukos Tür standen.

»Nein!«

»Unter die Dusche gehen. Die vermisse ich bei mir zu Hause

immer. Ist noch Zeit, oder?«

»Aber klar.« Suko grinste. »Wenn du dich beeilst.«

Beide verschwanden in Sukos Wohnung, ich betrat die meine und holte eine Waffe hervor, die ich lange nicht mehr eingesetzt hatte, die allerdings gegen Vampire wirkte.

Es war die mit Eichenbolzen geladene Pistole...

Winter in London - Winter auch im Hyde Park.

Mit Schnee eine beinahe traumhafte Kulisse, aber auch ohne die weiße Pracht bot der Winter im Park ein fast postkartenartiges Bild. Die kalte Sonne, der Dunst, der Rei fauf dem Geäst der kahlen Bäume und dem winterlich harten Gras der Wiesenflächen.

Viele Spaziergänger waren unterwegs. Sie schlenderten über die schmalen Wege. Atemfahnen standen vor ihren Lippen. Touristengruppen wurden ebenfalls durch den Park geführt. Reiter saßen stolz und manchmal arrogant auf den Rücken der Pferde und malten sich im Gegenlicht der Sonne wie scharfe Scherenschnitte ab. Ein winterlich friedliches Bild mit wenig lauten Stimmen, keinem Krach und einer nahezu beschaulichen Ruhe.

Inmitten des Parks liegt ›The Serpentine‹, ein See, der die Form einer krummen Wurst aufweist.

Im Sommer tummelten sich auf dem Wasser Surfer und Ruderer. Zu dieser winterlichen Zeit jedoch lag der See ruhig im Licht der blassen Februarsonne.

An einigen Stellen schimmerte blaugraues Eis, woanders wiederum kräuselten Wellen die Oberfläche oder schoben sich kleine Eissplitter wie breite Nadeln in das Wasser.

Enten versteckten sich an den wärmeren Uferregionen. Nur die schwarzen Vögel kreisten unbeirrt über dem Wasser. Krähen und Möwen, die ihr Gebiet an der Themse verlassen hatten. Der Park atmete nur mehr langsam, nicht so hektisch wie im Sommer. Und viel

langsamer bewegten sich auch die Spaziergänger in ihrer dicken Winterkleidung. Manche Menschen hatten zum Schutz gegen die Sonne dunkle Brillen aufgesetzt, um von den Strahlen nicht zu sehr geblendet zu werden. Wer hier seinen Weg ging, genoß die Ruhe und Beschaulichkeit, die er sonst nicht fand.

Auch Eve Hunter und Jay Goodman gehörten zu denjenigen, die die Ruhe des Parks schätzten, um sich nur zu zweit unterhalten zu können. Die blonde Eve hatte sich vor drei Wochen mit ihrem Freund verlobt, und beide schmiedeten in der Stille des Parks Pläne für die gemeinsame Zukunft. Sie trugen beide gefütterte Wintermäntel und Schals, Eve einen roten, Jay einen grünen. Die Kälte hatte ihre Nasen gerötet, besonders Eve schnupfte hin und wieder, so daß ihr Jay schon einen besorgten Blick zuwarf.

»Sollen wir nicht lieber gehen?«

»Und wohin?«

»In irgendein Pub. Dort trinken wir einen heißen Schluck...«

»Nein, Jay, nicht.« Sie drückte sich noch enger an ihn. »Dort sind mir zu viele Leute.«

»Okay. Ich will nur nicht, daß du dich erkältest.«

»Es geht schon, die frische Luft tut gut.« Sie zog ihren Verlobten weiter und schaute dabei zu Boden, auf dem noch die dunklen Blätter vom letzten Herbst lagen. Das Laub zeigte an den schattigen Stellen eine helle Schicht aus kleinen Kristallen und knirschte, wenn es unter dem Druck der Schuhsohlen zerbrach.

In den nächsten Minuten gingen sie schweigend weiter und stoppten erst an einer Wegkreuzung.

»Was ist denn?« fragte Jay. Er schaute auf Eve hinunter, die einen Kopf kleiner war als er.

»Ich möchte nicht mehr weiter.«

»Hast du es dir überlegt?«

»Das nicht. Laß uns bitte nach rechts gehen. Der andere Weg führt

zum See. Dort sind mir einfach zu viele Menschen.«

»Wie du willst.«

»Wir können ja einen Bogen schlagen und an der Nordseite wieder zurückgehen. Da kommen wir bei Speaker's Corner heraus, steigen bei Marble Arch in die U-Bahn und...«

»fahren zu dir!« rief Jay.

»Genau.« Eve hob beide Arme. Sie umschlang den Nacken ihres Verlobten. »Ach, Jay, ich liebe dich«, flüsterte sie. »Ich liebe dich so.«

Zwei kalte Wangen preßten sich aneinander.

»Ich dich auch, Darling.«

»Wann heiraten wir?«

»Im Sommer.«

»Ich freue mich darauf«, wisperte sie an seinem Ohr. »Werden wir dann auch spazieren gehen?«

»Ja. Hier im Park, das verspreche ich dir. Dann haben wir auch eine größere Wohnung.«

»Die ich nicht mit einer Freundin teilen muß?«

»Richtig.«

»Wendy hat mir gesagt, daß sie erst gegen Mitternacht zurückkehrt. Wir haben am Abend noch Zeit.«

Jay Goodman mußte seiner Verlobten die Initiative überlassen, denn er lebte noch bei seinen Eltern. Das hatte zwar Vorteile, manchmal jedoch überwogen die Nachteile.

Die Wohnung war ziemlich eng, zu klein für vier Personen, denn eine kleine Schwester beanspruchte ebenfalls ihren Platz. Der neue Weg führte sie in ein Gebiet, das besonders im Winter zu den einsamen des Parks gehörte. Im Sommer war dieses Areal als Platz für Liebespaare ein Begriff geworden. Dort gab es zahlreiche Verstecke, kleine Nischen, auch Bänke, umfungen von den schützenden Zweigen diskreter Büsche. Im Winter hatten die meisten

ihr Laub verloren, die Sicht war freier geworden, zudem dachte bei dieser Kälte niemand an eine lauschige Liebesnacht. Auch Eve und Jay nicht. Sie kamen sich vor, als würden sie allein im großen Park sein, als sie in einen Hohlweg hineinschritten, der an der rechten Seite von einem künstlich angelegten Hügel begrenzt wurde.

Jay, der sich mal für die Geschichte des Hyde Parks interessiert hatte, wußte, daß der Hügel im Zweiten Weltkrieg eine gewisse Bedeutung gehabt hatte. Er diente als Bunker.

Zahlreiche Menschen hatten dort Schutz gesucht, wenn die Bomben der Deutschen auf London fielen. Er wußte dies von seiner Großmutter, denn diese Frau, die leider vor zwei Jahren verstorben war, hatte ihm viel über die Vergangenheit berichtet und ihm auch beigebracht, daß er den Krieg hassen lernte.

»Da ist der Bunker!« sagte er leise und deutete nach rechts.

Eve, die in seinem Arm träumte und ihre Schritte automatisch setzte, schreckte hoch. »Welcher Bunker?«

»Der, von dem meine Großmutter berichtete.«

»Ach ja, ich erinnere mich.« Sie hängte sich in seinen Griff und schaute an ihm vorbei. »Man sieht nicht viel.«

»Das stimmt. Im Laufe der Jahre ist er auch überwachsen. Gras und Buschwerk, kleine Bäume...« Jay hob die Schultern. »Jedenfalls wird er bei Schnee als Rodelbahn benutzt. Im Sommer spielen die Kinder dort Verstecken.«

»Gibt es denn den alten Eingang noch?«

»Klar.« Jay nickte heftig.

»Den möchte ich sehen.«

»Wieso?«

»Nur so. Ist mal etwas anderes — oder nicht?«

Er lächelte. »Wenn du willst, ich habe nichts dagegen. Wir müssen, wenn mich nicht alles täuscht, vom Weg ab.«

»Das macht nichts. Ich habe feste Schuhe an.«

»Dann komm.«

Nach wenigen Schritten führte eine Lücke, noch nicht einmal ein Pfad, auf den Bunker zu. Sie konnten ihn an einer Seite umrunden und standen wenig später vor der Eingangstür.

Eine sehr schwere Eisentür, versteckt hinter hohen Büschen liegend, deren Zweige bei starkem Wind gegen das rostige Tor kratzten. Die Verlobten spürten sie jetzt im Nacken.

»Das also ist er!« flüsterte Eve. Sie hatte eine Gänsehaut bekommen.

»Wenn ich daran denke, daß sich die Menschen früher darin versteckt haben, wird mir ganz anders.«

»Es war eine schlimme Zeit.«

»Aber mehr für die Deutschen.«

»Sicher.«

Eve löste sich von ihrem Verlobten und ging die restlichen Schritte zum Eingang hin.

Sie bückte sich, schaute gegen das Schloß der Tür -und drehte sich so hastig um, daß selbst Jay erschrak und beide Hände aus den Manteltaschen riß.

»Was ist los?«

Eve preßte ihre rechte, von einem Handschuh bedeckte Hand gegen die Lippen. »Der Eingang ist offen!« flüsterte sie zwischen den Lücken hindurch.

»Was?«

»Ja, komm, sieh schon.«

Das wollte Jay zwar, nur fühlte er sich unwohl dabei. Etwas warnte ihn davor, doch er mißachtete dieses Gefühl, zudem wollte er vor seiner Verlobten nicht als Feigling stehen.

Neben ihr blieb er stehen. »Schau dir das Schloß an, Jay. Ist es offen, oder nicht?«

»Du hast recht.«

»Wird der Bunker denn heute noch benutzt?« Jay hob die Schultern.

»Nicht, daß ich wüßte. Nein, das kann ich mir nicht vorstellen.«

»Vielleicht als Lager für irgendwelche Waffen oder andere Dinge, die der Öffentlichkeit verborgen bleiben sollen.«

»Meinst du?«

»Man liest so viel.«

»Laß uns lieber gehen.« Er legte seine Hand auf Eves Schultern, um das Mädchen zurückzuziehen. Aber Eve hatte ihre eigenen Kopf.

»Nein, Jay, du hast mich neugierig gemacht. Jetzt will ich auch wissen, was da ist.«

»Nichts, gar nichts.«

Sie lachte. »Keine Sorge, Darling, ich will auch nicht hinein, sondern hineinschauen.«

»Da sind Ratten, da ist Dreck, vielleicht auch Trümmer. Diese Bunker sind uninteressant.«

Sie lächelte ihn an. »Du hast Angst, Jay.«

»Wieso das denn?«

»Das spüre ich.«

»Unsinn.«

»Komm, hilf mir mal.« Es war schwer für eine Person, die Eisentür aufzuziehen. Beide bemühten sich und schafften es. Eve wollte schon hineinschlüpfen, doch ihr Verlobter hielt sie fest.

»Was willst du denn da?«

»Nur schauen.«

»Es gibt nichts zu sehen.«

»Laß mich doch — bitte.«

Es hatte keinen Sinn. Jay wußte genau, daß Eve ihren Kopf immer durchsetzte. So war es auch jetzt. Sie hatte sich vorgenommen, den Bunker zu betreten, und keine Macht der Welt würde sie davon abhalten können. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als hinter ihr herzuschleichen, denn ihm ließ sie nicht den Vortritt.

Eine völlig andere, düstere und unheimliche Welt empfing sie. Obwohl nur wenige Schritte entfernt, schien der Hyde Park am anderen Ende der Welt zu sein.

Durch den Türspalt sickerte das graue Winterlicht, das allerdings sehr bald von der Dunkelheit aufgesaugt wurde. Sie konnten nicht erkennen, wie lang der Stollen war und wie tief er in diesen Bunker hineinführte. Eves Neugierde war trotzdem angestachelt worden.

»Hat deine Großmutter nichts Genaues gesagt?«

»Nein.«

»Schade.«

»Verdammt, was willst du denn? Hast du vor, diesen verfluchten Bunker zu durchsuchen?«

»Eigentlich ja.«

»Toll — und das ohne Licht.«

»Wenn mich nicht alles täuscht, hast du ein Feuerzeug, mein Lieber.«

»Ja.«

»Gib es mir.«

»Nein, ich behalte es.«

»Zünde es wenigstens an.«

Der junge Mann ergab sich in sein Schicksal. Es war sinnlos, sich gegen diese Person durchsetzen zu wollen. Eve machte immer, was sie wollte. Dieser Dickschädel war nicht zu zähmen.

Sie blieben nebeneinander, als sie die ersten tastenden und zaghaften Schritte in den Stollen hineingingen. Es war ein Gehen wie über heiße Asche. So vorsichtig, so behutsam, denn der Boden war mit Geröll und Abfall nahezu übersät.

Weit wollte Eve nicht gehen. Nach wenigen Schritten blieb sie stehen. Ihr Verlobter löschte die Flamme. Allmählich war seine Daumenkuppe heiß geworden.

»Was ist denn?« fragte das Mädchen.

»Laß uns zurückgehen! Hier ist nichts mehr so wie früher, glaub mir.«

»Woher weißt du das?«

»Weil mir meine Großmutter von Sitzbänken an den Seiten berichtet hat. Ich sehe keine.«

»Stimmt, ich auch nicht. Aber mir fällt etwas anderes auf.« Sie hatte ihre Stimme zu einem Flüstern gesenkt.

»Was ist es?«

Eve hob die Schultern. »Kann ich dir nicht genau sagen.« Beide wirkten wie Gespenster, denn das Licht aus dem Eingangsspalt verblaßte hinter ihnen. Jay hörte, wie seine Verlobte ›schnupperte‹. Dann hörte er ihre Erklärung.

»Das ist es, der Geruch, Jay. Er hat mich gestört. Riechst du ihn nicht auch?«

»Im Moment nicht.«

»Doch, das stinkt nach Moder.«

Jay Goodman gestattete sich ein Lachen. »Ich bitte dich, Eve. Im Bunker riecht es immer modrig.«

»Da gebe ich dir sogar recht, wenn es nur dieser normale Abfallgeruch wäre. Der hier ist anders.«

»Wie denn?«

»Na ja...« Sie bewegte unruhig den Kopf. »So genau kann ich dir das auch nicht sagen. Mir kommt es vor, als würden wir vor einem alten Grab stehen. So ähnlich stinkt es.«

»Du bist verrückt!« platzte er hervor. »Woher willst du wissen, wie es aus einem alten Grab riecht?«

»Das stelle ich mir so vor.«

»Quatsch, Unsinn.« Er wollte sie herumziehen, aber Eve blieb stehen.

»Laß uns gehen, bitte.«

»Ja, gleich.«

»Deine Freundin hat recht, Junge. Es riecht wirklich nach Moder!«

Die fremde Frauenstimme hörten sie hinter sich. Jay Goodman hatte schreien wollen vor Schreck, doch seine Kehle saß plötzlich zu. Er hörte, wie Eve bibberte, dann spürte er plötzlich einen harten Druck an seiner linken Wange.

»Das ist die Mündung einer Pistole, mein Junge«, sagte die Stimme wieder.

»Wenn du dich auch nur einmal falsch bewegst, zerschiesse ich dir den Schädel...«

Jay Goodman wußte nicht, was er machen sollte. Nein, einen bösen Traum erlebte er nicht. Der Bunker war echt, der Gestank ebenfalls, die Stimme auch. Und der Druck an seiner Wange. Jay war noch nie zuvor von einer Waffe bedroht worden, er glaubte allerdings, daß die Frau mit der kalten Stimme nicht bluffte.

»Das gleiche gilt übrigens für deine Freundin. Auch sie soll sich nicht rühren, wenn sie weiterleben will.«

»Ja!« sagte Eve.

»Du kannst dich aber umdrehen.«

Eve bewegte sich wie eine Greisin. Sie wußte überhaupt nicht, was sie von dieser Aktion halten sollte. Trotz der Angst schossen ihr zahlreiche Gedanken durch den Kopf, keiner kam der Lösung nahe. Sie merkte jedoch, daß sich tief im Hintergrund des Tunnels jemand bewegte. Mehrere Geräusche klangen in der Finsternis auf. Schleifende Trittsgeräusche erreichten ihre Ohren, und wenig später tanzten zwei Lichtstrahlen durch die Finsternis. Wer die Taschenlampen hielt, konnten sie nicht erkennen. Die beiden blieben im Hintergrund. Sie leuchteten nur mehr gegen Jay, Eve und die Frau mit der Waffe. Jay spürte, daß der Druck verschwand. Er sah, wie der Arm der Frau nach unten sank. Neben ihm stand Eve und atmete heftig. Er spürte ebenfalls eine drückende Furcht, die ihn umfing wie

eine harte Klammer. Wenn er daran dachte, daß sie hier getötet werden konnten, ohne daß es jemand merkte oder ihre Leichen fand, hätte er am liebsten geschrien. Sie starrten die Frau an.

Dunkelhaarig war sie, das Gesicht blaß, die Lippen in der unteren Hälfte ebenso dominierend wie die Augen in der oberen. Diese Frau war etwas Besonderes, im positiven wie im negativen Sinne.

Sie strahlte einen offene Erotik aus, gepaart mit einer großen Gefahr. Als sie lächelte, sah es aus, als würde sie die Zähne fletschen. Das tat sie nur, um etwas zu zeigen.

Ihre Augen weiteten sich, als sie das Unheimliche sahen. Die Frau besaß kein normales Gebiß im Oberkiefer. Dort war die Zahnreihe von zwei spitzen Vampirzähnen unterbrochen.

Eve schluckte, sie wollte eigentlich sprechen, doch es mußte einfach heraus. »Ein... ein... Vampir...«

»Sehr richtig, Süße. Ich bin ein Vampir.« Die Frau lächelte noch breiter. Dann machte sie wieder den Arm lang und zielte diesmal auf Eve Hunter. Die Mündung berührte das Mädchen an der Stirn. Jay, der neben seiner Verlobten stand, konnte alles genau erkennen. Und er sah auch, daß mit dem Arm plötzlich etwas Unfaßbares geschah.

Von der Schulter bis zur Hand verschwand die Haut, als hätte sie ein unsichtbares Messer abgeschält.

Bleiche Knochen schimmerten im Licht der Lampenkegel. Keine Reste hingen mehr an diesem Gebein. Weder Haut, Sehnen, Adern noch Blut. Es war nicht zu fassen.

Beide standen stumm vor Grauen und lauschten dann dem kalten Lachen der Person. »Das ist neu für euch, wie?«

Jay Goodman wunderte sich darüber, daß er noch sprechen konnte.

»Wer sind Sie?«

»Line Frau und eine Blutsaugerin.«

»Vampire, wie?«

»Ja!«

»Nein, Sie haben sich verkleidet. Nein, das kann ich nicht glauben, das gibt es nicht.«

»Doch, mein junger Freund. Ich bin eine Vampirin. Ich ernähre mich vom Blut der Menschen, wie auch die anderen.«

»Wieso? Welche anderen?«

»Ich bin nicht allein hier.«

»Wer ist noch da?«

»Dreh dich um!«

Jay tat es. Dabei streifte sein Blick das Gesicht seiner Verlobten, das nur mehr eine Maske war.

Noch nie hatte er diesen oder einen ähnlichen Ausdruck auf Lves Gesicht gesehen. Es war einfach grauenhaft. Sie war ebenso bleich wie die angebliche Vampirin und nicht in der Lage, ein Wort zu sagen. Der junge Mann drehte sich.

Im Hintergrund sah er sie. Sie standen innerhalb einer fahlgrauen Lichtquelle, die aus dem Boden zu dringen schien. Den Strahlen nach zu urteilen, mußte das Licht von Taschenlampen abgegeben worden sein, vor die man noch einen Filter gesetzt hatte, um die starke Helligkeit zu dämpfen.

Wie viele Gestalten es waren, konnte er nicht erkennen. Eines jedoch hatten sie gemeinsam.

Auf ihren Stirnen leuchtete ein blutrotes D!

Sie standen zusammen wie Soldaten, rührten sich nicht, und auch Jay wußte nicht, was er von ihnen halten und wo er sie einordnen sollte. Wie eine kleine Armee des Schreckens kamen ihm diese furchtbaren Gestalten vor.

»Na?« fragte die Frau.

Jay drehte sich wieder um. »Wer... ist das?«

»Meine Freunde.«

»Ihr seid Verbrecher?«

Sie zog die Mündung von Eves Stirn zurück. »Das stimmt nicht. Ich

sagte dir schon, daß wir Vampire sind.«

»Die gibt es nur in...«

»Halt den Mund und hör mir genau zu, mein Junge! Ich weiß, daß du Angst hast, hätte ich auch an deiner Stelle, aber du hast Glück gehabt, denn du wirst dein Blut behalten.«

»Und Eve?«

»Sie vielleicht auch.«

Jay spürte, wie seine Beine schwach wurden. »Was soll dieses vielleicht heißen?«

»Es kommt auf dich an.«

»Ich soll...«

»Du sollst mir vor allen Dingen zuhören, mein Junge. Wenn du deine Freundin retten willst, wirst du genau das tun, was ich dir jetzt sage. Weigerst du dich, seid ihr beide verloren.«

»Tu es, Jay, tu es...!«

Er nickte nur.

Danach hörte er zwei Minuten zu, prägte sich jedes Wort ein, wurde gefragt, ob er alles verstanden hatte, nickte und durfte gehen, ohne von seiner Verlobten Abschied zu nehmen.

Er fand sich plötzlich im Hyde Park wieder, spürte die kalte Luft, den Wind und die Tränen auf seinen Wangen.

Alles hatte er nicht behalten. Das Wichtige allerdings, denn einen bestimmten Namen hatte er sich einprägen müssen.

John Sinclair!

Ich bin noch nie in meinem Leben zu meiner eigenen Hinrichtung gegangen, sonst wäre ich nicht mehr da, aber so ähnlich wie ich mußte sich ein Delinquent fühlen, der seinen letzten Weg in Angriff nahm. Nur kam ich nicht aus einer Zelle, sondern aus einer Wohnung. An der Tür drehte ich mich noch einmal um.

Jay Goodman saß in seinem Sessel und weinte. Hr hatte beide

Hände gegen seine Wangen gepreßt, und er weinte lautlos. Das Schicksal hatte ihn ohne Warnung getroffen, er hatte es hinnehmen müssen und war bei mir eingetroffen.

Auch als ich die Wohnungstür schloß, schaute er nicht einmal auf. Tröstende Worte hatte ich zwar finden können, aber sie würden ihm kaum helfen.

Ich schellte bei Suko.

Es dauerte etwas, bis er öffnete, mich anschaute, etwas sagen wollte und mein Gesicht sah. »Verdammt, John, was ist passiert?«

»Laß mich rein!«

»Gut, bitte.«

Ich kam mir vor wie ein Fremder, als ich durch den Flur in den Wohnraum schritt. Sukos Wohnung war ebenso geschnitten wie die meine. Platz nahm ich nicht, statt dessen drehte ich mich um.

»Suchst du Marek?«

»Ja.«

»Der hat sich hingelegt.«

»Weck ihn, Suko!«

Mein Freund schüttelte den Kopf. »Verflixt John, willst du mir nicht sagen, was los ist? Du kommst hier herein und bist total verändert.«

»Es hat sich auch etwas geändert. Hol Marek, ohne ihn geht es nicht — oder doch?«

»Wie denn nun, John?«

Mir war da eine Idee gekommen. Wenn ich genauer darüber nachdachte, mußte ich mich deretwegen zwar schämen, denn ich kam mir vor wie der Verräter an einem Freund.

»Er schläft tatsächlich?« fragte ich.

»Wie ein Toter. Marek ist nicht mehr der Jüngste. Die Strapazen der Reise haben ihm zu schaffen gemacht. Außerdem hat er sich in London auch nicht ausruhen können.«

Ich ging zum Schlafzimmer. Als ich die Tür öffnete, rief Suko leise:

»Willst du ihn wecken?«

»Nein, bewahre.«

»Was dann?«

»Das wirst du schon sehen.« Ich drückte die Tür auf und sah Marek im Halbdunkel auf dem Bett liegen, als hätte man ihn dorthin gegossen. Sein Mund stand halboffen. Schnarchtöne wehten gegen die Decke. Nach dem Bad hatte ihm Suko einen Bademantel von sich gegeben. Der Rumäne lag darin eingerollt.

Suko war mir gefolgt. »Wo ist seine Kleidung?« wisperte ich meinem Freund zu.

»Neben dem Bett.«

»Gut.« Bevor Suko Fragen stellen konnte, war ich da und sah alles sorgfältig zusammengelegt. Mir kam es auf einen bestimmten Gegenstand an. Der lag auf der Jacke.

Es war der Pflock!

Ich bückte mich, nahm den Pfahl an mich, drehte mich wieder um und sah Sukos erstauntes Gesicht.

»Was hast du denn jetzt vor?«

»Den nehme ich mit.«

»Reichen dir deine Waffen nicht?«

Die Antwort bekam er erst im Wohnraum. »Mir reichen sie schon, nur Mallmann nicht.«

»Was?«

»Ich habe nicht viel Zeit, Suko. Nebenan sitzt ein junger Mann, der völlig verzweifelt ist. Er kam zu mir und bat mich, ihn zu begleiten und den Pflock mitzunehmen.«

»Wohin begleiten?«

»In den Hyde Park.«

»Dann sind sie dort?«

»Genau. Und es sieht so aus, als hätten sie eine Geisel. Eine junge

Frau namens Eve Hunter. Sie ist die Verlobte des Mannes, der in meiner Wohnung sitzt. Mallmann und Reva haben ihn zu mir geschickt. Sie wollen, daß ich komme und auch den Pflock mitbringe. Wenn nicht, werden Sie Eve zu einer Blutsaugerin machen.«

Suko nickte. »Jetzt willst du hin — oder?«

»Natürlich.«

»Und weiter?«

Ich hob die Schultern. »Was soll ich sagen? Ich muß das Leben der jungen Frau retten.«

»Indem die deine wegwirft.«

»Würdest du an meiner Stelle anders handeln?«

»Bestimmt nicht, aber ich würde mir Sicherungen einbauen. Verstehst du?«

»Verstehe. Die Sicherung bist du.«

»Erfaßt, John.«

»Wenn Mallmann und Reva merken sollten, daß wir sie reinlegen wollen, ist es vorbei.«

»Ich kann mich zwar nicht unsichtbar machen, aber du weißt, daß man mich nicht sehen wird, weil ich es will.«

»Das ist klar, Suko.«

»Also?«

Ich nickte. »Bleib mir auf den Fersen.«

»Nein, sag mir lieber, wo du hinwillst.« Ich ging schon auf die Haustür zu. »Der junge Mann hat von einem alten Bunker gesprochen...«

»Ideal für Blutsauger.«

»Das meine ich auch.«

»Sind nur Mallmann und Reva dort?« wollte Suko wissen.

»Jay Goodman sprach von gewissen Helfern und Gestalten, die im Hintergrund lauern. Er hat die roten Ds schimmern sehen. Diesmal

sind es wohl keine Gemälde.«

»Das kann sein.«

Ich verabschiedete mich an der Tür. »Wie gesagt, es ist ein alter Bunker. Er muß an der Nordseite des Parks liegen, wo Hügel künstlich aufgeschüttet wurden.«

»Ich werde mich erkundigen. Was ist mit Marek?«

»Ihm gegenüber komme ich mir vor wie ein Verräter. Laß ihn am besten schlafen.«

»Ungern.«

»Das weiß ich.« Mehr sagte ich nicht. Mit gesenktem Kopf ging ich die wenigen Schritte bis zu meiner Wohnung. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß Jay Goodman log. So wie er zu mir gekommen war, konnte auch kein Laie schauspielern.

Er saß noch an derselben Stelle. Aus leeren Augen starrte er gegen das Fenster.

Dahinter zeichnete sich der Sonnenuntergang ab. Die Dämmerung schob sich näher. Noch aber stand der Ball der Sonne wie eine flammende Orange am Himmel und verteilte ihre Lichtsperr über das Firmament.

»Haben Sie den Pfahl, Sir?« fragte mich Goodman, als ich neben ihm stehenblieb.

»Ja.«

Er stand mit müden Bewegungen auf. »Dann können wir jetzt fahren, nicht?« Sein Blick glitt wieder durch das Fenster. »Es wird langsam dunkel. Ist das nicht ihr Wetter?«

»So sieht es aus.«

Er faßte mich mit beiden Händen an. Ich spürte seinen sehr harten Griff.

»Werden Sie meine Verlobte retten, Mr. Sinclair? Können Sie Evc aus den Klauen dieser Blutsauger befreien?«

Ich sah den fiebernden, bangen und auch hoffnungsvollen Blick in

seinen Augen.

Was sollte ich ihm sagen? Daß die Chancen für seine Verlobte sehr gering waren?

Wenn die Vampire Blut rochen, kannten sie kein Pardon. So straff konnten sie gar nicht geführt sein, als daß sich ein Opfer hätten entgehen lassen.

»Bitte, Sir, geben Sie mir eine Antwort. Haben wir eine Chance?«

»Die gibt es immer.«

»Sie wollen mich trösten.«

»Was soll ich sonst machen?«

»Schon gut, ich weiß Bescheid.« Er ließ mich los und ging mit müden Schritten auf die Wohnungstür zu. Dort drehte er sich um.

»Aber die geforderte Waffe haben Sie doch — oder?«

Ich zog den Pflock aus dem Hosenbund und hielt ihn in die Höhe.

»Das ist sie.«

»Sehr gut, Sir, sehr gut.«

Ich verließ hinter ihm die Wohnung. Der junge Mann tat mir so verdammt leid...

Auch auf der Fahrt durch den dichten Verkehr der Millionenstadt hatte er kaum gesprochen. Stumm und gedankenverloren hockte er neben mir. Das Gesicht nicht mehr als eine Maske aus Stein. Hin und wieder wischten die Lichtreflexe der Reklameleuchten durch die Fenster in unseren Wagen und schufen auf unseren Gestalten ein farbiges Muster. Menschen, Wagen, Scheinwerfer — London lebte!

Wenn ich daran dachte, daß ein Blutsauger ausreichte, um eine Kettenreaktion auszulösen, bekam ich eine Gänsehaut und den berühmten Kloß im Hals.

Der Druck war schlimm. Nicht nur der junge Mann neben mir hatte Angst, auch ich fürchtete mich vorder nahen Zukunft. Jahrelang hatten sich die Blutsauger zurückgehalten, nun war ihre Zeit gekommen, wo sie zuschlagen wollten.

»Ich liebe sie doch!« flüsterte Jay. »Wir... wir wollten heiraten. Wir wollten Kinder, und jetzt das...«

»Keine Sorge, Jay, das schaffen wir.«

»Kennen Sie sich überhaupt aus?«

»Wie meinen Sie das?«

»Bei Vampiren.«

Ich hielt an einer Ampel. Vor uns strömten die Menschen über den Zebrastreifen von einer Seite auf die andere. »Ja, Jay, ich kenne mich aus. Man hat Sie nicht grundlos zu mir geschickt. Die Vampire wissen, daß ich ihr Feind bin.«

»Dann haben Sie schon gegen sie gekämpft?«

»Und wie, mein Lieber. Ich will nicht sagen, daß es meine Berufung ist, aber es ist mein Job, mich gegen Kreaturen der Finsternis zu stellen und sie zu vernichten.«

»Das habe ich noch nie gehört.«

»Kann ich mir denken, Jay. Es ist auch außergewöhnlich. So etwas dringt kaum an die Öffentlichkeit.«

»Und diese Reva kennen Sie auch?«

Wir fuhren längst wieder. »Ja, sie ist mir nicht unbekannt. Ich habe sie in Germany erlebt und auch hier in London. Leider kam ich nicht dazu, dieses Wesen auszuschalten. Sie war noch schneller als ich. Das aber wird sich ändern.«

»Hoffentlich.«

Wir hatten bereits die breite Park Lane erreicht. Es war eine breite Straße, in der Mitte durch einen Grünstreifen geteilt. Wir fuhren sie in Richtung Norden, an der Ostseite des Parks entlang. Links von uns lag schon die größte der grünen Lungen Londons. Der Hyde Park hatte eine lange Geschichte, auch in der Gegenwart war er für die Menschen der Millionenstadt wichtig. Obwohl er von zahlreichen Straßen durchkämmt wurde, gab es genügend freie Flächen, die sich als Erholungsgebiet eigneten.

Im Hyde Park konnte man noch seine Seele baumeln lassen. Die Park Lane ging über in The Ring, eine Straße, die ein nach Osten hin offenes Viereck innerhalb des Parks bildete. Sie führte in der Mitte auch über das größte Gewässer ›The Serpentine‹ hinweg.

So weit brauchten wir nicht. Mein Mitfahrer war inzwischen aus seiner Lethargie erwacht. Er spürte auch die Spannung, die ihn überkommen hatte.

Mir erging es nicht anders.

Ich war gut bewaffnet. Nicht nur die Beretta mit den Silberkugeln trug ich bei mir, auch andere Waffen, wie den Dolch, natürlich das Kreuz, und als letzten Trumpf die Bolzenpistole.

Will Mallmann kannte mich leider sehr gut. Er war auch darüber informiert, wie ich mich normalerweise bewaffnete und würde alles in die Wege leiten, um mir diese Dinge wegzunehmen. Daß es mich zu ihm gelockt hatte, war für ihn ein kalkuliertes Risiko. Vom breiten The Ring zweigten schmalere Straßen ab, die in die Tiefe des Parks hineinführten. »Sie müssen mir Bescheid sagen, Jay, wann ich abbiegen soll.«

»Mach' ich.«

Fahrzeuge begegneten uns. Manchmal wurden wir überholt, weil wir zu langsam fuhren. Gegen den dunklen Hintergrund des Parks wirkten die Scheinwerfer der Autos noch greller und strahlender.

»Die nächste Abbiegung ist es, glaube ich.«

»Einverstanden.« Ich lächelte.

»Daß Sie so ruhig sein können, Sir.«

»Bin ich das?«

»Ja.« Er nickte heftig. »Haben Sie denn überhaupt keine Angst, daß etwas passiert?«

»Doch, die habe ich auch.« Wieder lachte ich. »Aber wissen Sie, Jay, wer einen derartigen Job hat wie ich, der gewöhnt sich an vieles. Auch an permanente Gefahren und rechnet stets mit gewissen

Überraschungen.«

»Das glaube ich.«

Der Park hatte uns verschluckt. Dunkelheit, kahle Büsche, hohe Bäume, die ihr blattloses Geäst fast anklagend gegen den fast dunkelblau wirkenden Himmel streckten.

Ein klarer Himmel breitete sich über London aus. Glatt, besprenkelt mit einer Unzahl von Sternen und einem Mond dazwischen, der aussah wie ein an der linken Seite eingebeulter Fußball. Noch kein direkter Vollmond, trotzdem Vampirwetter. Die Blutsauger nutzten eigentlich alles aus. In Germany hatte der Nebel ihre Flucht begünstigt, über London hatte in den letzten Wochen ein klarer Himmel gelegen. In einigen Teilen des Landes gab es sogar Wasserknappheit. Die großen Touristenzentren in den Alpen vermißten den Schnee und damit die Wintersportler. Viele Gemeinden fuhren täglich gewaltige Verluste ein. Dafür hatte es in den südlichen Regionen geschneit, sogar auf den Kanaren war die weiße Pracht gefallen.

»Fahren Sie bitte langsamer, Mr. Sinclair.«

»Mach' ich doch glatt.«

»Kennen Sie den alten Bunker?«

»Das ist zuviel gesagt. Ich weiß ungefähr, wo erliegt. Nur komme ich mit dem Wagen kaum dorthin — oder?«

»Sie müßten dann querbeet fahren.« Er gab mir die Antwort leise. Der junge Mann stand unter einer wahnsinnigen Spannung. Er knetete seine Finger durch, hin und wieder huschte die Zungenspitze aus dem Mund, um die trocken gewordenen Lippen zu befeuchten.

»Ich glaube, jetzt könnten Sie halten, Sir. Wir sind zwar von der anderen Seite gekommen. Wenn mich aber nicht alles täuscht, müßte der Bunker von hier aus bequem zu Fuß erreichbar sein.«

Die Fahrbahn war ziemlich eng. Ich wollte kein Verkehrshindernis produzieren und bog deshalb ab. Im Licht der beiden Scheinwerfer

war so etwas wie ein Weg aufgetaucht, so daß ich nicht das schlechte Gefühl bekam, die Umwelt zu zerstören.

Nach wenigen Yards hielt ich an. Jay Goodman traute sich kaum auszustiegen, ich mußte ihm schon auf die Schulter klopfen und sogar aus dem Wagen helfen.

»Jetzt habe ich schreckliche Angst!« hauchte er.

»Sie brauchen mir den Bunker nur zu zeigen, den Rest erledige ich allein.«

»Es sind so viele.«

»Abwarten.« Ich schaute mich um. Das hier war eine ziemlich dunkle Ecke. Die Laternen standen nahe der Straße, wo sie wie aufgepflanzte Stangen wirkten.

Von Suko entdeckte ich nichts. Klar, falls sich mein Freund auf unsere Fersen gesetzt hatte, hielt er sich zurück. Das hieß nicht, daß er nicht in der Nähe sein konnte.

Ich nickte meinem Begleiter zu. »Jetzt sind Sie an der Reihe, Jay. Kommen Sie?«

»Okay, aber da ist es verdammt dunkel.«

»Um so besser.«

Ich ließ ihn vorgehen. Noch kamen wir ungestört weiter. Erst als wir abkürzten und quer durch das Gelände liefen, wollten uns die Zweige sperriger Büsche daran hindern.

Wir schoben sie zur Seite. Es war kalt geworden. Trotz der klaren Luft hatten sich an verschiedenen Stellen des Parks breite Nebelinseln gebildet. Sie schwebten als hellgraue Flecken über dem Boden und degradierten den Bewuchs zu gespenstischen Figuren. Ein idealeres Versteck hätten sich die Blutsauger auch nicht aussuchen können. Wer öffnete schon die Türen eines alten Bunkers aus dem letzten Weltkrieg?

Unsere Augen hatten sich gut an die Dunkelheit gewöhnt. Wir tappten durch eine Nebelinsel, die uns bis zur Brust reichte. Ein

Beobachter hätte meinen können, daß zwei Köpfe über den Schwaden schwammen.

Als Jay Goodman stehenblieb, hielt auch ich an. »Hier«, hauchte er, »hier muß es irgendwo sein.« Er deutete nach vorn. In der Tat erhob sich vor uns ein großer Buckel, der einfach in die Geländeform nicht hineinpaßte.

»Und der Eingang?«

»Muß sich auf der anderen Seite befinden. Sie... sie müssen um den Bunker herumgehen.«

»Okay.«

Ich wollte mich von ihm lösen, doch er hielt mich noch einmal fest. »Mr. Sinclair«, bat er mit leiser Stimme. »Tun Sie mir einen Gefallen, und holen Sie meine Verlobte zurück. Aber als Mensch, nicht als... als...«

Das letzte Wort wollte ihm nicht über die Lippen dringen. Verständlich. Ich schlug ihm auf die Schulter. »Keine Sorge, Jay, ich werde mein Bestes tun.«

»Danke sehr...«

Er schaute mir nach, wie ich ging. Als ich mich noch einmal umdrehte, hatte ihn die Finsternis bereits verschluckt. Diesmal hätte ich mir den Nebel gewünscht.

Ich schritt an der rechten Seite des Bunkers entlang. Links von mir wellte er sich hoch. Ein nicht zu steiler Hang, der auf seinem Dach flach auslief. Von den Blutsaugern sah ich nichts, wobei ich durchaus damit rechnete, daß sie den Bunker verlassen hatten, um sich dem kalten Licht des Mondes hinzugeben.

Hartes Gras knirschte unter meinen Schuhsohlen. Manchmal knackte es. Am Morgen würde wieder Reif Boden und Pflanzen verziern. Die Dunkelheit war an dieser Stelle wie Watte. Ein tiefes Blau, durch das ich mich regelrecht kämpfte. Nur in der Ferne sah ich das Licht mehrerer Laternen.

Um den Bunkereingang zu erreichen, mußte ich mich nach links wenden. Dort befand sich die Tür.

Jay hatte mir erzählt, daß sie offen war. Ich konnte nichts davon erkennen und schaute auch in die Tiefe, um möglicherweise einen Lichtstreifen zu entdecken, der unter der Türritze hervordrang. Es blieb dunkel.

Im Gegensatz zu mir, fühlten sich die Blutsauger in der Finsternis sehr wohl. Sie konnten durchaus sehen und alles beobachten. Etwas unschlüssig stand ich vor dem Eingang. Sollte ich einfach hineingehen oder erst anklopfen?

War alles nur eine Falle?

Blitzschnell huschte ich nach rechts und zog mit einer fließenden Bewegung die Beretta.

»Nein«, sagte eine Frauenstimme. »Du wirst sie nicht gegen mich anwenden. Oder willst du, daß die Kleine stirbt?«

»Wo ist sie?«

»Sie befindet sich im Bunker, Sinclair. Sie ist in guten Händen, glaub mir.«

Ich lachte sie scharf an. »Das kann ich mir denken, verdammt! Habt ihr sie...?«

»Du bist da — endlich.« Die Frau ging auf meine Bemerkung nicht ein. Sie war jetzt so nahe herangekommen, daß ich sie erkennen konnte. Am Klang der Stimme hatte ich bereits erkannt, mit wem ich es zu tun bekam. Jetzt zeigte sie sich offen.

Es war Reva, die an Mallmanns Seite stand und ihn dazu gebracht hatte, der neue Dracula zu sein.

Sehr viel konnte ich von ihrem Gesicht nicht erkennen. Es schwebte ein hellerer Schatten oberhalb der dunklen Kleidung. In der unteren Hälfte, wo sich ihr Mund befand, schimmerte noch etwas Weißes aus dem Oberkiefer.

Die beiden Hauer...

Sie streckte die Hand aus, fühlte sich sicher, denn sie umklammerte meine Waffenhand. Die unnatürliche Kälte ihrer Haut erzeugte bei mir einen Schauer. Ich hätte jetzt schießen können, aber ich tat es nicht. Das wußte sie auch.

»Denk an das Mädchen!« warnte sie mich.

»Okay, daran denke ich. Aber wie geht es weiter?«

»Das wirst du sehen, Sinclair. Laß uns zunächst den Bunker betreten. Wir haben ihn als unser Zuhause eingerichtet.«

»Soll ich vorgehen?«

»Ja.« Sie ließ meine Hand nicht los und drückte sie dem Boden entgegen. »Ich würde sagen, daß du diese Waffe nicht brauchst. Gib sie lieber jetzt schon ab.«

»Nein, die möchte ich behalten.«

»Dann wird Eve vernichtet.«

Ich dachte an meine anderen Waffen und stimmte dem Kompromiß zu, auch wenn er mir nicht gefiel.

Als die Beretta zu Boden fiel, war sie zufrieden. Leider nicht sehr lange, denn sie flüsterte: »Will Mallmann berichtete mir von einem Kreuz, das du trägst.«

»Es stimmt.«

»Wir wollen nicht, daß du damit in den Bunker kommst. Du weißt selbst, daß es gewisse Dinge gibt, die wir überhaupt nicht mögen. Dazu gehören geweihte Kreuze.«

»Soll ich es dir geben?«

»Nein, du wirst es vorsichtig abnehmen und hier auf den Boden legen. Dann erst werden wir in den Bunker gehen.«

»Wie du willst, Reva.«

Sie beobachtete mich genau, wie ich die Arme hob und im Nacken nach der schmalen Silberkette tastete, an der mein Kreuz hing. So etwas Ähnliches hatte ich mir gedacht, aber es fiel mir nicht ein, mich wie ein Idiot in die Falle führen zu lassen.

Das Kreuz lag frei, und Reva spürte etwas von seiner gewaltigen Ausstrahlung.

Ohne daß ich etwas gesagt hätte, wich sie vor mir zurück und befahl:

»Schleudere es weg! Wirf es so weit wie möglich fort!« Ihre Stimme durchdrang die Dunkelheit wie das Zischen einer angriffsbereiten Schlange.

Ich hätte es tun können, aber so einfach wollte ich es Reva nicht machen.

Zudem hatte ich keine Lust, mich wie ein Lamm zur Schlachtbank führen zu lassen.

Ich holte aus.

Reva dachte, ich würde ihrem Befehl nachkommen, sie kam auch schon näher, darauf hatte ich gewartet.

Aus dem Stand heraus sprang ich sie an. Ich hämmerte nicht das Kreuz gegen sie, eine zerstörte Reva wollte ich nicht in den Armen halten. Die linke Hand brachte ich so weit wie möglich von ihr weg, aber mit der Rechten packte ich ihre Haare und wuchtete sie gegen mich. Normal gehen konnte sie nicht. Ihre Beine schleiften über den Boden. Sie schrie wütend auf, öffnete weit den Mund und fauchte abermals wie ein Tiger.

Doch da war mein Kreuz!

Auch wenn es sie nicht berührte, so schaffte es seine Nähe allein, den Widerstand in ihr zu brechen. Es blieb beim wütenden Fauchen, einen Angriff stoppte sie.

»Na und?« fragte ich hart. »Was ist jetzt?«

»Nichts, verdammt, nichts!«

Sie war in meinem Griff erstarrt. Ich hatte sie zur Seite gezerrt und hielt das Kreuz so vor ihr Gesicht, daß sie es einfach sehen mußte. Sie stand unbeweglich. Nur ihr Mund bewegte sich. Er öffnete und schloß sich. Das Fauchen war verstummt. Kein Atem floß über die

Lippen. Im Gegensatz zu mir. Da stand der Hauch als kleine Wolke vor meinem Mund.

Von der Seite her schielte ich ihre Lippen an. Im Oberkiefer standen die beiden Vampirzähne vor und warteten darauf, in einen Hals geschlagen zu werden.

»Nimm es weg!« keuchte sie. »Nimm das verdammte Kreuz weg! Es... es bereitet mir Schmerzen.«

»Das soll es auch, verdammte Blutsaugerin!«

»Du wirst damit nicht durchkommen. Niemals kannst du es schaffen, du verfluchter...«

»Halt dich ruhig, Reva! Ich bin der Stärkere. Das solltest du dir immer vor Augen halten.«

»Du schaffst es nicht. Du... du...« Ihre Stimme erstickte. Vor dem Mund erschien plötzlich heller Schaum.

»Ich habe mir vorgestellt, daß wir beide jetzt losgehen. Einfach so, verstehst du? Du öffnest die Bunkertür, dann werden wir sehen, wie es weitergeht.«

»Man wird dich...«

»Was ist mit dem Mädchen?«

»Du kannst sie sehen.«

»Das hoffe ich auch fürdich. Wenn einervon euch ihr ein Leid angetan hat, räume ich auf.«

»Laß mich los!« Sie machte nicht den Versuch, sich selbst loszureißen, das Kreuz flößte ihr einfach zuviel Respekt ein, neben ihrer Schmerzen. Ich schob sie vor. Zuerst stemmte sie sich noch gegen meinen Griff, aber sie konnte nichts tun, da mein geweihtes Kreuz stets in ihrer unmittelbaren Nähe blieb.

»Ist das Tor abgeschlossen?« fragte ich.

»Nein!«

»Dann öffne es!« Nach diesem Befehl warf ich einen Blick zu Boden und entdeckte, daß sich im Innern des Bunkers einiges

geändert haben mußte. Unter dem Türspalt sickerte etwas hervor. Ein schwacher Lichtschein, der sich bewegte. Für mich ein Beweis, daß die Blutsauger Fackeln angezündet haben mußten.

»Na los, beeil dich, Reva! Ich will hier nicht festwachsen. Hast du gehört?«

»Sicher!«

Sie hatte ihre Hand bereits auf die Klinke gelegt. Bestimmt war das Metall ebenso kalt wie ihre Haut.

Ich hatte meine Erfahrungen mit Vampiren machen können. Obwohl sie Untote waren, zählten sie zu den intelligentesten Wiedergängern. Sie schafften es, sich so zu benehmen wie Menschen, sich gut zu verstecken, das war eben so gefährlich an ihnen.

Ob Mann oder Frau, bei diesen Wesen spielte das Geschlecht keine Rolle. Sie hatte die Klinke nach unten gedrückt. Ich spürte, wie sie die Tür aufreißen wollte. Dabei stemmte sie sich zurück, fast wäre sie dabei mit meinem Kreuz in Berührung gekommen.

»Willst du dich selbst umbringen, Reva?« höhnte ich. »Dann ist die Aktion D gestorben!«

»Dracula stirbt nie!« keuchte sie. »Er wird alle überleben, das kannst du mir glauben!«

»Warten wir es ab!« Die Tür quietschte entsetzlich, als Reva sie aufzog. Der Lichtspalt wurde größer, und auch das Flackern blieb. Ich war angespannt wie selten in der letzten Zeit. Der Bunker enthielt eine magische Zeitbombe, die ich unbedingt entschärfen mußte. Wenn nicht, waren die Bewohner von London möglicherweise verloren. Wir traten ein.

Ungewöhnlich, denn ich hielt noch immer das Kreuz. Wenn ich Reva vorschob, zeigte ich ihr das an, indem ich ihr mein angewinkeltes Knie in den Rücken stieß.

Als Blutsaugerin verspürte sie keine Schmerzen, aber sie verstand den Befehl genau.

Die ersten Schritte wurden für mich zu einem Gang in eine unheimliche Welt.

Der Bunker hatte eine völlig andere Atmosphäre bekommen. Zwar durchzog ihn noch der Staub der langen Zeit des Vergessens, auch Müll lag auf dem Boden, vermischt mit altem Geröll, aber ich spürte die Macht der Vampire. Sie strahlten etwas Besonderes aus.

Es war nicht nur der alte, widerliche Geruch von Grab, Moder und Tod, nein, es roch auch nach Blut, ohne das sie nicht existieren konnten. Über die Schulter des weiblichen Blutsaugers schaute ich hinweg, um das Bild aufzunehmen.

Es erinnerte mich an eine Filmszene. Unheimlich, bedrohend und finster, trotz des Fackelscheins der das alte Gewölbe durchdrang. Die Fackeln selbst waren in den Boden gerammt worden.

Man hatte die Holzstäbe mit Pech beschmiert, das allmählich abbrannte. Dementsprechend war auch der Gestank, der durch den Bunker wehte. Die Vampire störte er nicht, im Gegensatz zu mir.

Es brannten drei Fackeln im Hintergrund. Ob sie genügend Licht gaben, um alle versammelten Blutsaugeraus der Finsternis zu reißen, konnte ich nicht erkennen. Jedenfalls sah ich genug, auf deren Stirn das verfluchte D leuchtete.

Sie hielten sich im Hintergrund auf, noch vor den Fackeln. Das Licht tanzte, Feuerarme entstanden, als wollten sie in jede Ecke hineingreifen. Es verzerrte die Gestalten, schuf Übergänge, so daß ich zwei für eine hielt.

Es war nicht genau zu erkennen, wie viele dieser verfluchten Vampire auf mich lauerten. Zwei Personen vermißte ich.

Ein blondes, junges Mädchen namens Eve Hunter — Jay hatte sie mir beschrieben - und natürlich den Anführer, den Meister, den Nachfolger des Blutgrafen - Will Mallmann!

Wenn er sich im Bunker aufhielt — davon ging ich selbstverständlich aus -, hatte er es geschafft, sich zu verbergen.

Noch überwogen die Schatten, auch dort, wo die Blutsauger lauerten.

Er konnte in einer von mir nicht erkennbaren Nische oben oder irgendwo am Boden liegen.

»Wo ist er?«

»Wer?«

»Hör zu, Reva, du kannst mich nicht auf den Arm nehmen. Es ist kein Spiel, wenn es um Menschenleben geht, sondern verdammt Ernst. Ich will eine Antwort.«

»Keine Ahnung. Draußen war er nicht. Ich habe auf dich gewartet. Er will, daß du kommst.«

»Gut, ich bin da!«

»Hast du auch den Pflock?« erkundigte sie sich höhnisch.

»Das spielt im Moment keine Rolle.« Ich drückte sie noch ein Stück vor.

»Und jetzt will ich wissen, wo sich das Mädchen befindet. Ich werde dich loslassen, wenn Eve frei ist.«

»Das habe ich mir gedacht.«

»Dann hole sie her!«

»Ich muß sie rufen!« krächzte Reva, als wäre etwas mit ihrem Hals.

»Los, tu es!«

»Das Kreuz!« keuchte sie und bewegte sich in meinem Klammergriff.

»Verdammt, tu es weg!«

»Noch nicht! Du wirst sie erst herholen! Ich will sie sehen. Sie soll mir Auge in Auge gegenüberstehen!«

»Gut, Sinclair, gut!« Ich hörte sie schmatzen, als sie den Mund bewegte. Dann hallte ihr Ruf in die Tiefe des Bunkers hinein und wurde von jedem gehört.

»Eve, komm her...«

Nichts tat sich. Ich atmete ein und einmal aus, bevor ich flüsterte:

»Wenn sie beim nächsten Ruf nicht erscheint, presse ich dir das Kreuz gegen dein Gesicht. Klar?«

»Ja, ich habe verstanden.« Sie versuchte tatsächlich nichts und rief noch einmal nach Eve.

Endlich kam sie. Das heißt, ich konnte sie noch nicht genau erkennen. Im Hintergrund des Bunkers, an der rechten Wand, wo der Fackelschein nicht so direkt hinfloß, entstand eine Bewegung. Die schmale Gestalt einer jungen Frau geriet in den Widerschein des Fackellichts, der wie ein leichtes Tuch über sie hinwegstrich.

Ich konnte sie besser erkennen, sah auch, daß sie ging, aber es war kein normales Gehen, wie man es von einem Menschen gewohnt war. Sie schleppte sich förmlich voran. Sie hatte Mühe, die Beine zu heben. Ihre Füße schienen mit dem Untergrund verklebt zu sein. Wenn sie die Schuhe anhob, war es so, als würden lange Leimfäden an den Sohlen kleben, die sie festhalten wollten.

Die winterliche Kleidung trug sie nicht mehr. Man hatte ihr den Mantel abgenommen.

Die lange Hose war dunkel, der Pullover etwas heller, darüber sah ich das Gesicht. Leicht gerötet, weil Fackelschein darüber hinwegfloß. Die Augen kamen mir übergroß vor. Das Haar war zerzaust, und sie hielt die Lippen geschlossen.

»Komm her, Eve, komm her!« rief ich ihr entgegen. »Jay schickt mich zu dir. Ich soll dich holen.«

Sie blieb stehen, als sie den Namen ihres Verlobten hörte. Mit einer unsicheren Geste wischte sie über ihr Gesicht, als wollte sie dort einen Schatten entfernen. »Jay?«

»Ja, komm!«

»Los, komm näher!« rief auch Reva. »Damit wir es endlich hinter uns haben!«

»Halt du dich da raus!« zischte ich in ihr Ohr. »Du sagst nichts mehr. Die Frau gehört mir!«

»Ich schenke sie dir, Sinclair!«

Die Antwort hätte mich eigentlich mißtrauisch machen müssen, aber ich war zu stark auf Eve Hunter fixiert und hörte nicht mehr hin. Sie kam auf uns zu. Noch immer mit schleppenden Schritten, als hätte sie keine Kraft mehr.

Ihr Gesicht schwamm außerhalb des Fackelscheins mit der Dämmerung. So konzentrierte ich mich einzig und allein auf ihre Gestalt, als sie durch den Bunker schritt. Manchmal stolperte sie über den Unrat und die Trümmer, schwankte dabei und hatte stets Mühe, das Gleichgewicht zu halten.

Sie kam näher. Ich hätte sie gern angeleuchtet, aber ich brauchte beide Hände.

»Beeil dich, Fve!« sagte Reva. Diesmal hatte sie auch in meinem Sinne gesprochen.

Über ein letztes Hindernis stieg sie weg, dann erschien sie dicht vor mir und kam mir vor, als wäre sie wie eine Filmschauspielerin aus der Leinwand geschritten.

Sie war für mich ein fremdes Wesen, ich konnte nichts mit ihr anfangen.

»Bleib stehen!« flüsterte sie. »Geh nicht so weiter.«

Eve gehorchte. Sie schwankte leicht. Ihr Gesicht sah ich als hellen Schatten, der eine andere Form annahm, als sie plötzlich den Mund aufriß und gleichzeitig zurückzuckte, weil sie einfach zu nahe an das Kreuz herangekommen war. Ich sah es trotzdem.

Aus dem Oberkiefer wuchsen die beiden Vampirzähne. Eve Hunter war zu einer Blutsaugerin geworden, die verfluchten Wiedergänger hatten ihr Versprechen nicht gehalten.

Ich wollte es auch nicht halten.

Da erwischte es mich voll!

Sie dachten manchmal wie Menschen, sie waren auch raffiniert und

hinterhältig wie viele Menschen.

Das bekam ich verdammt drastisch zu spüren.

Irgendwo hinter und auch neben mir hatte derjenige gelauert, den ich bisher vergeblich gesucht hatte.

Mallmann!

Und er hatte den günstigen Zeitpunkt abgewartet. Womit er zugeschlagen hatte, das spielte keine Rolle mehr.

Ich jedenfalls »schwamm« plötzlich weg.

Es war tatsächlich eine Mischung aus Fliegen und Schwimmen. Ich tauchte irgendwo und flog gleichzeitig in die Höhe, bis zu einem harten Aufprall, der mich durchschüttelte, mir aber nicht das Bewußtsein nahm. Irgendwo zwischen den Trümmern und Abfallhaufen war ich gelandet, spürte die Schmerzen nicht nur in meinem Kopf und hielt wie in Trance mein geweihtes Kreuz umklammert.

Die glühenden Wellen pochten und hämmerten in meinen Schädel hinein, noch schlimmer war der Schmerz, der plötzlich mein rechtes Handgelenk bis hin zu den Fingerspitzen durchflutete und sich wie eine grausame Folter bemerkbar machte.

»Laß es los!«

Eine mir bekannte Stimme drang nur mühsam an meine Ohren. Aber ich wußte, daß Will Mallmann gesprochen hatte und er wahrscheinlich einen seiner Füße auf mein Handgelenk gepreßt hielt.

Ich ließ nicht los, reckte mich etwas nach rechts, damit ich in die Höhe schielen konnte.

Er stand neben mir, er ragte neben mir hoch. Er hatte mich im Staub, im Dreck, darauf hatte er gewartet.

Irgendwo war auch Licht. Jemand mußte mit einer Fackel nähergekommen sein, die er in der Nähe in den Boden gesteckt hatte, so daß ich etwas sehen konnte.

Das Gesicht über mir kannte ich.

Zum erstenmal sah ich Will Mallmann aus der unmittelbaren Nähe und derart verändert.

Das also war der neue Dracula!

Das Bild hatte nicht gelogen, Reva war es gelungen, ihn perfekt zu malen.

Ich war schwer angeschlagen, lag vor ihm im Staub, so hatte er es sich bestimmt erträumt und sah über mir das Gesicht schweben, mit den glatten, schwarzen Haaren, die wie ein Pelz auf dem Kopf lagen und zur Stirn hin wie eine breite Speerspitze vorstand.

Eine bleiche Stirn, die durch den Haarschnitt ungewöhnlich groß wirkte. Darunter die Augen. Rote, grausame Feuerräder, die stillstanden. Geschwungene Brauen wellten sich über die roten Räder hinweg; die Nase leicht gekrümmt — Römernase hatte wir sie immer genannt, das etwas eckige Kinn, dann der Mund.

Nein, schon ein Maul.

Halboffen stand es, ließ die obere Zahnreihe sehen und auch die beiden spitzen Hauer, die hervorlugten und darauf hinwiesen, mit wem ich es zu tun hatte.

Trotz meines Zustandes war ich innerlich aufgewühlt. Meinen alten Freund Will Mallmann derart verändert zu sehen, das versetzte mir mehr als nur einen Stich, es glich schon einer seelischen Folter. Alles stimmte, was wir angenommen hatten. Nichts war Lüge gewesen, in diesem mörderischen Blutspiel.

Es gab ihn also!

Ich konnte das Wort einfach nicht zurückhalten, mußte es aussprechen.

»Will« Er hörte mich, und er zeigte mir, zu welcher Sorte er sich zählte: »Ja, John Sinclair, diese Zeiten sind vorbei. Ich bin der neue Dracula. Ich werde die Nachfolge des alten Vlad antreten oder habe sie schon angetreten. Mich stoppt niemand. Dein Blut, das Blut aller werde ich trinken. Ich habe das alte Blut in mir. Ich spüre, wie

es kocht, wie es siedet. Vampire werden zurückkehren. Ich baue mir mein Reich auf, doch zuvor muß ich dich vernichten!«

»Ahhhh...!« Ich schrie auf, weil er den Druck seines Fußes auf meinem Handgelenk verstärkt hatte. Er wollte, daß ich das Kreuz nicht mehr hielt, und ich konnte es auch nicht halten. Noch wurde es von meiner Faust umschlossen, aber der Schmerz wühlte mir förmlich die Finger auf, so daß ich die Hand öffnete.

Die Blutsauger starrten das Kreuz an. Ich wußte, daß sie sich fürchteten, sie konnten es nicht anfassen, schon ihre Nähe bereitete ihnen Schmerzen.

Reva griff ein. Wußte der Teufel, woher sie den Stock genommen hatte, jedenfalls stieß sie mit seinem Ende gegen das Kreuz und schleuderte es fort.

»Jetzt ist er ohne!« flüsterte sie.

Mallmann behielt seinen Fuß auf meinem Gelenk. Der Druck allerdings war nicht mehr so stark. »Wo ist der Pflock?« Hat er ihn mitgebracht?

»Das will ich wissen!«

»Ja!« keuchte ich.

»Und die Beretta?«

»Liegt draußen!« sagte Reva.

»Gut, nimm ihm den Pflock ab!«

»Nein!« schrie sie. »Es ist Eiche. Ich will ihn nicht anfassen. Ich... ich fürchte mich davor.«

Mallmann überlegte. Dann winkte er einem seiner Helfer zu. »Nimm du ihn an dich!«

Der Vampir gehorchte. Die schmale Gestalt schob sich in mein Blickfeld. Auch dieser Blutsauger war dunkel gekleidet. Rot und hell leuchtete allein das D auf seiner Stirn.

Von der linken Seite her beugte er sich zu mir herunter und hatte den Arm bereits ausgestreckt. Ich hörte ihn geifern, als seine Hände

über meinen Körper strichen, als wollten sie mich liebkosten. Er fand beides, den Pflock und den Dolch.

Und er zog beides hervor, schnellte hoch, wobei der Schrei des Triumphs auf seinen Lippen erstarb.

Statt dessen verzerrte sich sein Gesicht, er taumelte zurück, bis zur Bunkerwand und ließ beide Gegenstände fallen, als wären sie glühend heiß geworden.

So ähnlich mußte es ihm ergangen sein, als er seine Handflächen nach außen drehte.

Die Haut war noch vorhanden, aber sie hatte sich zu einer klebrigen Masse verändert, die an seinen Flächen herablief und die Gelenke erfaßte. Ein verkohlter Geruch drang an meine Nase, und ich sah plötzlich das Feuer aus seinen Handflächen schnellen. Der Blutsauger brannte!

Er verkohlte nicht, er löste sich nicht in Staub auf. Keine Asche rieselte zwischen zerknackenden Knochen zu Boden. Dieser Blutsauger gehörte zur neuen Generation von Vampiren, die ich auch schon kennengelernt hatte.

Er starb im Feuer, das sich von seinen Armen her über den gesamten Körper ausgebreitet hatte und auch sein Gesicht erfaßte. Hinter dem Gürtel aus Flammen schmolz er förmlich weg.

Niemand griff ein, keiner wollte ihn retten, nur Reva gab ihren Kommentar ab.

»Der Sieg kostet Opfer!« sagte sie und nickte sich selbst zu. Mallmann erwiderte nichts. Der Blutsauger stand über mir, umschmeichelt vom Widerschein der Fackel, die Lippen noch immer offen, dabei die Blutzähne präsentierend.

Während die letzten Flammen allmählich verloschen, gab er Reva den Befehl, die Beretta zu holen. »Du kannst sie ruhig anfassen. Die Kugeln tun dir nichts, solange sie im Magazin klemmen.«

»Ja, ist gut.«

Sie ging.

Mallmann aber blieb bei mir. Er sagte nichts, er starrte mich nur an. In seinen dunklen Pupillen tanzten nicht nur allein die Reflexe des Lichtscheins, aus ihnen leuchtete mir auch eine gewisse Gier entgegen. Die Gier nach meinem Blut.

Ich dachte an meine Bolzenpistole. Weder Reva noch Mallmann wußten, daß ich sie bei mir trug. Sie steckte allerdings so ungünstig in Höhe meines Rückens, daß ich nicht an sie herankam, ohne daß der Blutsauger etwas davon bemerkt hätte.

Möglicherweise ergab sich irgendwann eine günstigere Gelegenheit. Zunächst aber kehrte Reva zurück.

Die Anführerin der Aktion D meldete, daß draußen alles in Ordnung war.

»Dann ist er allein gekommen?« fragte Mallmann.

»Sieht so aus!«

Dracula II konnte sich ein Lachen nicht verbeißen. »Das ist wunderbar«, erklärte er, »aber es ist auch typisch für ihn. Ich kenne Sinclair lange genug. Auf irgendeine Art und Weise ist er immer eingebildet. Er glaubt, es allein schaffen zu können. Das hat bis gestern geklappt. Heute ist alles anders geworden. Halt ihn in Schach, Reva! Wenn er sich bewegt, wirst du schießen — in den Kopf! Verstanden?«

»Mach ich!«

Mallmann wandte sich ab. Der Druck seines Schuhs löste sich von meinem Handgelenk.

Dennoch hatte ich das Gefühl, als würde er ihn weiterhin dagegenpressen.

Ich hoffte nur, daß nichts gebrochen war, bewegte die Hand, die Schmerzen verschlimmerten sich glücklicherweise nicht. Reva stand neben mir. Mit beiden Händen meine Beretta haltend, deren Mündung schräg auf mich zielte. Die Kugel würde entweder die

Brust oder meinen Kopf treffen, so genau war das nicht zu erkennen. Was Mallmann tat, wußte ich nicht, dafür bewegte sich eine andere Person.

Es war Eve Hunter, die sich an uns vorbeisob und auf den Ausgang zuschritt, was Reva weniger gefiel.

»Wo willst du hin?«

»Ich will raus, ich will Blut!«

»Das wollen wir alle! Warte noch!«

Sie schüttelte den Kopf. Mallmann stand bei ihr. »Laß sie, Reva. Es wird die Nacht des Schreckens. In fünf Minuten ist Sinclair vernichtet, dann gibt es kaum noch ein Hindernis. Den Chinesen knöpfen wir uns auch noch vor.«

»Gut, wie du meinst!«

Eve ging. Noch immer hatte sie Mühe, sich auf den Beinen zu halten. Als sie die Tür fast erreicht hatte, fiel sie vor und gegen das Metall. Nur schwerlich fanden ihre Hände die Klinke. Sehr langsam drückte sie den Hebel nach unten.

Für einen Moment strömte frische Luft in den Bunker und spielte mit dem Feuer der Fackel, so daß die Flammen anfangen zu tanzen und sich gefährlich nahe an Revas Gesicht heranbewegten, ohne allerdings ihre Haare zu erfassen.

Vampire fürchteten sich nicht nur vor geweihtem Silber, Knoblauch oder Eichenpflocken, auch Feuer war für sie absolut tödlich. Die Flammen brannten sich nur zu gern in ihre trockenen Körper hinein. Mallmann kehrte zurück.

Meine Augen weiteten sich, als ich erkannte, daß er Handschuhe über seine Hände gestreift hatte.

Den Grund erfuhr ich Sekunden später, denn er hielt außerdem Mareks Eichenpflock in der Rechten.

Er schaute ihn an, ich ebenfalls aus meiner liegenden Stellung heraus. Hinter dem Ende des Pflocks ›schwamm‹ sein Gesicht als

bösartige Fratze.

»Weißt du nun, John, weshalb ich den Pflock für mich haben wollte?«

Ich mußte erst schlucken, bevor ich die Antwort gab. »Ich... ich kann es mir denken.«

»Ein Vampir, der pfählt, der selbst pfählt. So etwas hat es noch nie gegeben. Aber ich bin Dracula zwei. Ich werde damit anfangen, denn er Pflock ist für dich, Sinclair. Du hast viele Vampire vernichtet. Jetzt erfolgt die Abrechnung. Ich werde dich pfählen, auch wenn du keiner von uns bist. Du sollst als Mensch und bei lebendigem Leibe spüren, wie es ist, den Pflock in den Körper gerammt zu bekommen. Danach werde ich dir das Zeichen auf die Stirn drücken, das rote D. Mein Zeichen, ein Beweis dessen, daß Dracula wieder auferstanden ist. Hast du gehört, Geisterjäger? Du bekommst das D ebenfalls auf die Stirn.«

»Klar, ich...«

Er schüttelte den Kopf, weil er mich nicht weitersprechen lassen wollte. Dann beugte er sich vor.

Um sicherzugehen und um sich selbst die nötige Sicherheit zu geben, hielt er den Eichenpflock mit beiden Händen fest. Die Handschuhe schützten ihn gut genug. Er brauchte vor dem für ihn vernichtenden Eichenbolzen keine Furcht zu haben.

Er senkte seine Arme, und auch der Pflock näherte sich meinem Körper. Die Spitze zielte genau auf mein Herz, das in diesen schrecklichen Momenten schneller schlug als gewöhnlich.

Eigentlich war es für mich noch immer unfäßbar. Ein Freund, mit dem ich oft durch Dick und Dünn gegangen war, stand vor mir, um mich bei lebendigem Leibe und vollem Bewußtsein zu pfählen.

»Will«, flüsterte ich. »Meine Güte, Will - das... das kann doch alles nicht wahr sein!«

»Doch, Geisterjäger, es ist wahr. Ich bin der neue Dracula. Hüte

dich vor Dracula. Oft genug hast du die Warnung gehört, du hast sie mißachtet. Jetzt mußt du dafür zahlen, jetzt...«

Und er stieß mit dem Pflock zu!

Sie trat nach draußen in die Kälte, ohne sie überhaupt zu spüren. Dagegen war Eve unempfindlich geworden.

Ihre Augen glänzten, sie hatte etwas wahrgenommen, einen bestimmten Geruch.

Menschen und Blut...

Noch sah sie nichts, aber sie spürte zum erstenmal etwas anderes. Ein Gefühl, das sie als Mensch nie so gekannt hatte, wenigstens nicht in der Dunkelheit.

Etwas strömte ihr entgegen. Es war zu vergleichen mit einem langen, ruhigen, nie abreißenden Fluß, der sie umwog und ihr Inneres ausfüllte. Eve, die durch die offene Tür mehr getaumelt als gegangen war, straffte sich plötzlich.

Ihr Blick glitt beinahe zwangsläufig in die Höhe, wo der nicht ganz volle Mond inmitten der Sternenhaufen stand und seine bleichen Strahlen auf die Erde schleuderte. Er war die Quelle der Kraft. Seit alters her gehörte der bleiche Erdtrabant zu den Energiespendern für dämonische Wesen, und die Vampirin ›trank‹ sein fahles Licht.

Sekundenlang stand sie da, den Kopf zurückgelegt, ihr bleiches Gesicht dem Mond entgegengestreckt. Bis sie Schritte hörte!

Vorbei war der herrliche Traum von einer unauslöschbaren Kraft der Energie.

Sie konzentrierte sich auf die Geräusche in der Nähe. Denn sie brachten ihr das Blut.

Mit jedem Schritt kam das ›Blut‹ näher. Es wollte zu ihr, sie spürte auch die Freiwilligkeit.

Langsam drehte sie sich um.

Hoch aufgerichtet stand die Gestalt nur wenige Yards entfernt.

Noch rührte sich der Mann nicht, dann streckte er ihr wie bittend die Arme entgegen und flüsterte nur einen Satz:

»Eve, du bist es! Du bist es wirklich!«

Es gab kein Halten mehr für ihn. Jay Goodman lief auf seine Verlobte zu. Seine irre Freude trübte den Blick für die Realität, er umschlang Eve wie ein im Meer Schwimmender den ihm zugeworfenen Rettungsring. Er flüsterte ihren Namen und spürte nicht die Kühle der Haut. Und wenn auch, er schob es der normalen nächtlichen Kälte zu. Jay bedeckte ihr Gesicht mit Küssen, seine Lippen berührten ihre linke Wange, er suchte ihren Mund und ahnte dabei nicht, in welcher tödlichen Gefahr er sich begab.

Eve aber hatte darauf gewartet.

Sie winkelte die Arme an und preßte ihre Hände gegen die Brust des jungen Mannes.

Er merkte erst, daß etwas nicht stimmte, als sie ihn zurückstieß. Hart und heftig flog er nach hinten, auf Büsche zu, die sich unter seinem Gewicht bogen, ihn aber in einer bestimmten Stellung hielten.

»E... Eve...«, murmelte er erstaunt.

Sie sprang ihm entgegen. Innerhalb einer Sekunde veränderte sich der Gesichtsausdruck. Er wurde zu einer Wahnsinns-Fratze mit zwei Vampirzähnen und bösen, grausamen Augen. Da hatte sie ihn. Unter dem Druck beider Körper knackten die Zweige weg. Jay Goodman fiel auf den Rücken gegen die weiche Erde, doch den Druck, den spürte er auf sich.

Es war ihr Körper, der wie ein Alp auf ihm hockte. Eve preßte ihm die Knie in den Leib und drückte ihre Hände gegen seine Schultern, damit er sich nicht befreien konnte.

Sie wollte sein Blut, ihr Inneres gierte danach, und Jay konnte nicht einmal einen Hilfeschrei ausstoßen.

Zwei Handbreit trennten Eves Zähne noch vom Hals des Mannes, als plötzlich die Schlange da war.

Sie hatte sie nicht gesehen, aber sie spürte den Angriff, wie sie sich um ihren Hals legte.

Schmerzen wie Flammen schlugen in ihr hoch. Der Kopf drohte zu zerspringen. Die heftige Wucht riß sie zurück. Eve konnte sich nicht mehr halten, sie prallte zu Boden und sah über sich zwei harte Augen in einem asiatisch geschnittenen Gesicht leuchten.

Es war der letzte Eindruck dieser Blutsaugerin. Für sie zerplatzte die Welt, alles veränderte sich, und sie merkte nicht einmal mehr, daß Feuerzungen dort aus dem Hals hervorschossen, wo die Riemen der Dämonenpeitsche sie erwischte hatten.

Brennend rollte ihr Körper zur Seite, während Suko den jungen Mann hochriß und wegschaffte.

Jay Goodman ließ alles mit sich geschehen. Er stand unter einem Schock und hatte nichts begriffen.

Immer wieder stammelte er den Namen seiner Verlobten, die fast nur mehr Asche war.

Suko zog ihn weiter fort, er sollte nicht mehr zuschauen können, nur noch warten und auch einige Fragen beantworten. Der Inspektor wollte wissen, wie es seinem Freund John Sinclair in dem Bunker ergangen war und ob er ihn überhaupt betreten hatte.

Dazu kam er nicht mehr, weil jemand anders ihn ablenkte. Es war Marek, den Suko mitgenommen hatte oder hatte mitnehmen müssen, denn er war früher erwacht und hatte sofort festgestellt, daß seine Waffe, der Pflock aus alter Eiche, fehlte.

Suko hatte die Wahrheit nicht mehr für sich behalten können und sie sagen müssen.

Frantisek Marek hatte kaum etwas erwidert und nur gesagt: »Ich fahre mit.«

Jetzt war er da, und er ging allein und auch waffenlos auf die Tür des Bunkers zu...

Die Pflockspitze raste auf mein Herz zu, sie hätte mich auch

durchbohrt — wenn ich liegengeblieben wäre.

Mit dieser Waffe näherte sich auch der Oberkörper des ehemaligen Kommissars und geriet dadurch in die Schußrichtung der Beretta. Wenn Reva jetzt abdrückte, würde sie Mallmann mit einer Silberkugel erwischen. Darauf setzte ich meine Hoffnung.

Meine Knie rasten hoch, trafen den Leib des Blutsaugers und wühlten sich förmlich hinein.

Irgendwo knackte etwas, ich hoffte, daß es nicht meine Knie waren, aber Mallmanns Pflock tanzte förmlich über meine Brust hinweg, bevor der Vampir durch den harten Gegendruck nach hinten flog und durch seine wilde Handbewegung Reva mitriß.

Ich schnellte hoch.

In diesen entscheidenden Augenblicken sah ich rot. Ich verwandelte mich in ein Wesen, das nur darauf bedacht war, zu überleben, trotzdem aber nicht die Übersicht verlor.

Ich hechtete auf Reva zu. Sie, mit ihrer Waffe, war am gefährlichsten. Mein Ellbogenstoß schmetterte unter ihr Kinn.

Sie rutschte weiter, während Mallmann schrie und mich von hinten angriff.

Ich sah es nicht, ich spürte es und wirbelte herum, während meine rechte Hand sich in Richtung Bolzenpistole bewegte. Da flog die Tür auf.

Marek stand plötzlich da!

Breitbeinig, aber waffenlos.

Er sagte nur einen Satz. »Ich will meinen Pflock zurückhaben, verdammter Blutsauger!«

Nicht nur ich war von Mareks Erscheinen überrascht worden, den Vampiren ging es nicht anders. Selbst die Blutsauger mit ihren Zeichen auf der Stirn blieben im Hintergrund und trafen keinerlei Anstalten, einzugreifen.

Die Situation schien eingefroren zu sein, und Marek zeigte nicht die Spur von Angst. Er übernahm wieder das Kommando.

»Gib den Pflock zurück, Mallmann!«

Ein Zittern lief durch die Gestalt des Blutsaugers, während ich vorsichtig die Bolzenpistole aus dem Gürtel zog und sie allmählich in Revas Richtung drehte.

»Da hast du ihn!« brüllte der Vampir.

Er hechtete auf Marek zu, wollte ihm den Pfahl nicht geben, sondern in die Brust rammen, aber er hatte den alten Rumänen unterschätzt. Auch ich staunte in diesem Augenblick, wie Marek sich bückte, nicht vorlief und den anstürmenden Blutsauger mit einem schulmäßig angesetzten Schulterwurf über den Rücken schleuderte, wobei der Blutsauger zu Boden krachte und sich sein langer Umhang wie eine ausgebreitete Decke über den Rücken legte.

Da riß ihm Marek den Pflock aus den Händen, und an der Tür erschien Suko. Reva schoß.

Sie hatte nicht auf mich gezielt. Mit einem Reflex hatte sie auf die Tür gehalten, wo sich Suko zeigte.

Ich hörte seinen Schrei, als er zusammenzuckte und rückwärts taumelte, wobei er aus meinem Blickfeld verschwand.

Reva war unberechenbar geworden. Sie wollte auch mich erledigen, diesmal war ich jedoch schneller.

Ich drückte ab, hörte das puffende Geräusch, als die Preßluft den Eichenbolzen aus dem Mündungsloch trieb.

Reva zuckte zusammen.

Ich hatte sie erwischt. Wo genau, war nicht zu sehen, jedenfalls ließ sie die Silberkugel-Baretta fallen. Dann drehte sie sich um und rannte zum Ausgang hin.

Ihr Heulen hallte durch den Bunker. Es war wie ein Zeichen für die Helfer.

Sie stürzten herbei.

Aus dem Hintergrund kamen die schrecklichen Gestalten wie tanzende Puppen, umschmeichelt vom Spiel der Flammen. Sie stemmten sich uns als mörderische Woge entgegen, wobei wir uns nicht mehr um Mallmann und Reva kümmern konnten.

Auch der Nachfolger Draculas wußte, was seine Stunde geschlagen hatte. Während sich Marek auf seinen Eichenpflock verließ und sich zudem mit meinem Silberdolch bewaffnete, um zusammen mit mir gegen die Brut zu kämpfen, konnten Mallmann und Reva durch die offene Tür entweichen und in die Dunkelheit des Parks eintauchen, die sie schluckte wie ein Fischmaul das Insekt...

Das Mündungsfeuer hatte Suko noch gesehen. Er zuckte auch zur Seite und zog den Kopf ein, dann erwischte ihn der mörderisch harte Schlag an der Schläfe.

Ein scharfes Sägeblatt schien dicht unter dem Haaransatz in die Haut gefahren zu sein. Nach dem Schmerz kam das dumpfe Gefühl, als wäre er in Watte eingepackt worden. Der Boden schwankte wie ein Wellenmeer. Suko hörte sich noch selbst schreien, dann riß ihn irgendeine Kraft um. Er fiel auf die Seite und spürte den dumpfen Aufprall nicht mehr. Er dachte nur daran, nicht bewußtlos zu werden. Der Streifschuß war schwer zu verkraften. Suko mußte seine gesamte Energie aufwenden, um gegen die Dunkelheit anzukämpfen.

Er gehörte zu den Menschen, die so leicht nichts umwarf. Er schaffte es auch, sich wieder hinzuknien. Warmes Blut rann aus der Wunde an der Stirn über sein Gesicht.

Blut, das Vampire anlocken würde. Sie kamen auch.

Suko sah sie wie hinter einer Schattenwand aus dem Licht der Fackeln hervortauchen. Zuerst Mallmann, dann Reva.

Ihre Absicht war klar. Sie wollten verschwinden, um anderswo ihre Pläne neu erfüllen zu können.

Während sich Mallmann normal bewegte, hatte Reva ihre

Schwierigkeiten. Sie lief zwar noch, aber sie ging gekrümmt und hielt den rechten Arm ungewöhnlich verdreht und gegen ihren Körper gepreßt.

Irgend etwas war mit ihr.

Sie keuchte hinter dem Fliehenden her. »Warte, Will — warte auf mich...«

Er dachte nicht daran und rannte weiter.

Suko aber wälzte sich über den Boden. Er hatte die Baretta gezogen und wartete darauf, daß Reva ihre Richtung änderte und auf ihn zulief. Mit der Waffe zielte er gegen den Rücken des flüchtenden Vampirs, doch die Dunkelheit saugte ihn auf.

Mallmann verschwand...

Blieb Reva!

Suko, in einem Zustand zwischen Bewußtlosigkeit und Wachsein, schaffte es, sich hinzuknien. Er hob auch seine Beretta an und hielt sie mit beiden Händen fest.

»Reva!« gurgelte er.

Die Blutsaugerin hörte ihn. Sie befand sich fast auf einer Höhe mit ihm. Sie stoppte ihre Schritte und drehte sich schwerfällig um. Da schoß Suko.

Mehrere Male drückte er ab.

Die geweihten Silbergeschosse jagten aus dem Lauf, trafen den Körper, ließen ihn tanzen, schüttelten ihn durch und hüllten ihn plötzlich in ein Licht aus gleißendem Feuer.

Zwei Arme zuckten in die Höhe, umgeben von Flammen und Rauch, in dem plötzlich ein Skelett entstand, dessen Gerippe grau wie Asche war. In der Wolke aus Feuer und Rauch sank es zusammen und wurde ebenfalls zu einer Fahne.

Reva gab es nicht mehr!

Suko schluchzte auf, als er sich selbst den nötigen Schwung gab und wieder auf die Beine kam. Er wollte zu ihr hin, sich um sie

kümmern, doch die Kraft verließ ihn.

Schwer fiel er auf den Bauch, dann wurde er bewußtlos...

Lange hatte er nicht so gelegen. Als er aus diesem Zustand wieder erwachte, sah er zwei Männer aus der Tür kommen. Sie verließen den Bunker mit seltsam steifen Schritten, ihre Gesichter waren hart. Marek schloß die Tür hinter sich. »John...?«

Ich hörte Sukos schwache Stimme, freute mich, daß er überhaupt sprechen konnte, und war schnell bei ihm.

»Bitte«, flüsterte er, »bitte, ich... ich... habe ihn entwischen lassen.«

»Keine Panik.« Ich kümmerte mich um seine Streifschußwunde an der Stirn und tupfte das Blut mit einem Taschentuch von den Rändern ab, so gut es möglich war.

»Reva habe ich erwischt!« flüsterte er. »Mit Silberkugeln, aber sie war schon angeschossen. Sie... sie konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten.«

»Es war der Eichenbolzen.«

»Gut, John, gut...« Suko atmete stöhnend. »Verdammt, mein Kopf! Was ist mit den anderen?«

»Marek hatte seinen Pflock und meinen Dolch. Du weißt, daß er den Namen Pfähler trägt...«

»Ja, ist schon gut, John.«

Ich fügte auch nichts mehr hinzu, denn hinter mir und Marek lag eine Hölle.

So schnell wie möglich vergessen, das war unsere Devise. Plötzlich aber fuhr der Rumäne herum, denn er hatte Schritte gehört und gleichzeitig eine Gestalt gesehen, die auf uns zukam.

Es war Jay Goodman...

Wir hörten ihn weinen und sahen, wie er schwankte. Marek stützte ihn. Goodman legte seine Stirn gegen die Schulter des Pfählers, und

die Worte, die er sprach, gingen uns durch und durch.

»Sie ist tot... sie... sie ist verbrannt. Ich sah sie im Feuer. Man hat sie mir genommen...«

»Das war ich«, flüsterte Suko.

»Sie war eine Blutsaugerin?«

»Ja.«

»Ich hätte es mir denken können. Kein Dämon hält sein Versprechen. Die Gier nach Blut ist bei ihm einfach zu groß. Die Vampire mußten es tun, sie konnten sogar nicht anders.«

»Hilf mir hoch, John.«

»Ich werde dich zu einem Arzt bringen.«

Daß Suko nicht protestierte, war selten. Dann mußte es ihm wirklich schlecht gehen.

Wir sahen aus wie Geschlagene, als wir den Bunker hinter uns ließen und zurück zu den Fahrzeugen gingen.

Hatten wir eine Schlacht gewonnen?

Vielleicht — denn die Anführerin der Aktion D gab es nicht mehr. Nur würde ein anderer dieses Kommando übernehmen.

Ein neuer Gegner war wie Phönix aus der Asche entstanden, und er würde so leicht nicht dorthin zurückkehren.

Dracula II!

Hütet euch vor Dracula, so hatte man uns gesagt. Okay, wir hatten uns gehütet, und wir würden uns auch in Zukunft davor hüten müssen, denn Mallmann würde darangehen, wieder eine Vampirmacht aufzubauen. Suko ließ ich in einem Krankenhaus in ambulanter Behandlung. Jay Goodman brachte ich bei seinen Eltern vorbei und klärte sie mit Stichworten auf.

Sie begriffen kaum. Es war auch nicht wichtig. Zusammen mit Marek fuhr ich zum Yard und zu Sir James.

Er sah es uns an. Als wir sein Büro betraten, fragte er nur:
»Mallmann lebt, wie?«

»Ja, Sir.«

»Ich hatte es mir gedacht.« Dann drehte er sich um, ging zum Fenster und starrte schweigend gegen den blassen Mond...

ENDE